Ph.pr.
1090
f

Schröter

Ph. Pr.
1090 f

Schröter

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die
Wissenschaft des Lebens.

Von

L. Schröter.

Erstes Heft,

enthaltend:

1. Von den Fortschritten des Menschen=Geschlechtes. Ein Gespräch.
2. Die philosophische Schule. Eine Erzählung.
3. Die Promenaden. Eine philosophische Betrachtung.
4. Englische Abgeschlossenheit. Eine Charakterzeichnung.
5. Lebensbeschreibung des Verfassers.

Hamburg.

G. W. Niemeyer.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbemerkung.

Der Zweck dieser Blätter ist, sowohl das Lebendige in der Wissenschaft dem Leben zuzuführen, als auch das Leben wissenschaftlich aufzufassen. Wenn ich auch meine Lebensgeschichte in diesen Kreis gezogen, so geschah es blos deshalb, weil sie ein Stück Zeit- und Gelehrten-Geschichte, und manchen wissenswerthen Aufschluß enthält.

Der Verfasser.

Von den Fortschritten des Menschen-Geschlechtes.

Ein Gespräch.

Fabrikant Thalleben feierte sein Jubiläum, und seine drei Neffen, welche sämmtlich den müßigen Wissenschaften ergeben waren, hatten von der Hochschule in das väterliche Haus sich begeben, um dem Jubelfeste beizuwohnen. Bei der Tafel kam das Gespräch auf das Vormals und Jetzt, und es wurde die seit Menschengedenken kontroverse Frage, ob das Menschengeschlecht im Fortschreiten begriffen sei, eifrigst erörtert.

Hoffmann, sein ältester Sohn, ein Mensch von sanguinischer Natur, war Philosoph, und vertheidigte mit vielem Feuer die großen Fortschritte des Menschengeschlechts. Er zeigte fast mit Evidenz nach, wie alle jene großen Denker von Aristoteles bis auf Hegel nur einzelne Sprossen in der Himmelsleiter der Philosophie bilden, und wie bequem es jetzt ist, über die Köpfe jener Philosophen fortzuschreiten und in den Himmel der Philosophie zu gelangen.

Eine der anwesenden Damen bemerkte hierauf, es wäre doch riskant, auf eine solche Kopfleiter sich zu wagen, da es bekanntlich sehr viele schwachköpfige Philosophen gebe. Ihr Nachbar beruhigte sie jedoch, indem er ihr versicherte, daß bei diesen Philosophen die schwierigsten Dinge nicht zum Durchbruche kommen. Diese Bemerkung und Gegenbemerkung brachten den Philosophen etwas zum Stocken, und diese Stille benutzte sein Bruder, um das Wort zu ergreifen.

Dieser, mit Namen Jeremias, war ein kopfhängiger Theolog, welcher bei den Mystikern in die Schule gegangen war, und daher die Welt immer mehr ins Verderben stürzen sah.

Er protestirte daher gegen die behauptete Vervollkommnung der Menschen, und zeigte nach, wie die guten alten Sitten gänzlich gewichen wären, und wie das Laster immer mehr überhand nehme. Während er selbst aber bis zu Thränen gerührt war, setzte ihn das laute Auflachen seiner Nachbarin in nicht geringe Verlegenheit. Er brach seine Rede gänzlich ab, und sein jüngster Bruder Felix, ein hallensischer Jurist, betrat nun die Rednerbühne.

Grillen, nichts als Grillen, fing er an. Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter, und findet immer den alten Don Quixote auf seiner Rosinante. Wahrlich, es giebt nichts Neues, höchstens etwas Frisches. Frische Austern, neue Häringe u. s. w.

Inzwischen hatten die beiden andern Brüder sich ermannt, und ergriffen gleichzeitig das Wort. Hoffmann zeigte mit Begeisterung auf die Tausende der gestürzten Götzen der alten Welt, denen Millionen von Menschen geopfert worden sind. Triumphirend fragte er, wo sind die Inquisitionen, die Tortur, der Bann, die Leibeigenschaft, die Scheiterhaufen, die Spießruthen u. s. w. und schloß mit der Phrase: Wem verdanken wir dieses Alles anders als der Philosophie?

Dagegen zählte Jeremias in lauter Stoßseufzern die verloren gegangenen Kleinodien auf: die Keuschheit, die Religion, den Rittergeist, die Großmuth, und schloß mit den Worten: der Weinberg Gottes ist in ein großes Arbeitshaus umgewandelt worden.

Felix machte über Beide sich lustig, und meinte, alle diese Dinge wären noch immer vorhanden, und haben Gestalt und Namen nur gewechselt. Die Debatte wurde immer heftiger, da trat der alte Vater auf, und nahm als Präsident der Tafel ihnen das Wort.

Schweig, rief er seinem ältesten Sohne Hoffmann zu, Du hast Unrecht. Deine Theorie des ewigen Aufwärtsstrebens ist ein Wahn, und zwar kein besserer, als jener babylonische Thurmbau. Weißt Du, was aus jenem geworden ist? Die Leute verstanden sich einander nicht, und die Sprachverwirrung zerstreute und verbreitete sie über die ganze Erde.

Was hier die Sprachverwirrung hervorgebracht, wird unter den Philosophen die Gedankenverwirrung bewerkstelligen. Ver-

stehen könntet ihr euch schon nicht unter einander, und wohl euch, wenn ihr bald von eurer Himmelsstürmerei absteht, und über die Erde euch verbreitet. Fast glaube ich, daß jene biblische Sage nur eine Mythe und ein Bild der menschlichen Verirrung ist. Denn eine Verirrung ist es, ewig die schwindelnde Höhe zu suchen und von einem fortwährenden Aufwärtssteigen träumen. Der höchste Berg hat seinen Gipfel. Hier angelangt, müssen wir, wenn wir fortschreiten wollen, wieder abwärts gehen.

Bei diesen Worten blitzte das Trauerweiden-Gesicht unseres Jeremias auf. Also habe ich doch Recht mit meinem Klagegeschrei. Du hast noch weniger Recht, erwiederte der Alte. Jede Tiefe hat ihren Boden. Hier angelangt, müssen wir, wenn wir weiter wollen, wieder aufwärts steigen. Ein unendliches Sinken ist nicht naturgemäß.

Habe ich's euch nicht gleich gesagt? erhob nun Felix gemächlich seine Stimme. Ihr seid Träumer. Ich habe Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts immer nur für einen Traum, und die Lehre vom Untergange der Welt für ein Mährchen gehalten.

Was die Vervollkommnung des Menschengeschlechts betrifft, erwiederte der Alte, so magst Du in dem Sinne, wie es Lessing gemeint, wohl recht haben; aber an der Veredlung der Menschen überhaupt zu zweifeln, ist eine Sünde, eine Gotteslästerung. Das Menschengeschlecht in einem ewigen Kreislaufe sich zu denken, oder in der Weltgeschichte eine Schaukel nur zu sehen, in welcher das Geschick der Menschen hin und her geworfen wird, ist eine Blasphemie. An eine bessere Zukunft schon hienieden glauben, ist dem Menschen angeboren. Alle Zeiten und alle Nationen hegten denselben Glauben, nur in Form und Gestalt verschieden. Die Heiden hofften auf ihr goldenes Zeitalter, die Juden auf ihren Messias. Die Menschen schreiten allerdings vorwärts, aber weder in die Höhe noch in die Tiefe, sondern in die Breite. Seit der Schöpfung ist die Größe der Menschen, die biblischen Riesen und die mythischen Giganten abgerechnet, fast dieselbe geblieben. Auch das Lebensalter hat sich nicht geändert, und unsere Lebensdauer zählt noch immer wie zur Zeit der Psalmisten 70 bis 80 Jahre, die Methusaleme und Nestoren wollen nicht wieder zum Vorschein kommen.

Aber zugenommen hat das menschliche Geschlecht dennoch; seine Zahl hat sich vertausendfacht und über alle Weltgegenden sich verbreitet. Diese Erweiterung und Vermehrung ist es auch allein, was die Fortschritte des Menschengeschlechtes bildet. Wenn eine Stadt sich vergrößert, so geschieht das nicht durch Anlegung von Giebel- oder Kellerwohnungen. Nein! man baut weder in die Tiefe noch in die Höhe fort, sondern in die Breite, man baut vor den Thoren hinaus in das weite Feld.

Aber mein Gott, begann Hoffmann, soll der ganze Fortschritt der Menschen in der Vermehrung ihrer Anzahl bestehen, wo bleibt dann die Veredlung und Vervollkommnung des Geistes?

Diese besteht, erwiederte der Alte, ebenfalls in der Verbreitung. Das geistige Leben ursprünglich im ausschließlichen Besitze einzelner Auserwählten wird immer mehr verallgemeinert und zum Gemeingut Aller. Wolltest du in Abrede stellen, daß Vieles, dessen früher nur Einzelne sich zu erfreuen hatten, gegenwärtig im Besitze von Millionen sich befindet. Die Schrift, die Beredsamkeit, die Religion, die ganze höhere Bildung, ursprünglich ein Erbgut der Priester, sie sind bereits zum Gemeingute der Mehrzahl der Menschheit geworden, und ganz so verhält es sich mit allen übrigen Befähigungen der Menschen, sie verbreiten sich immer mehr und werden massenhaft, wo sie vormals isolirte Erscheinungen bildeten. Heroen, wie die Vorzeit, besitzen wir freilich nicht, aber das bildet ja gerade die Kultur eines Landes, daß die Hügel geebnet und die Thäler erhöhet werden, daß die Berge sich verlieren und die Schluchten verschwinden. Die Verflachung, insofern sie in einer Erweiterung und Ausbreitung besteht, macht die höchste Eigenschaft des Menschen aus. Darum ist ja nur das Gold das edelste Metall, weil es sich am meisten verflachen läßt. Aber nicht bloß die geistigen und sittlichen Güter sind es, die immer mehr sich verbreiten, sondern auch die materiellen, die Reichthümer, die Genüsse, die Bequemlichkeiten, und sollte man da noch an den Fortschritten der Menschen zweifeln?

Sie haben eine recht praktische und höchst einfache Philosophie da vorgetragen, erwiederte ein unter den Gästen befindlicher Landgeistliche, aber sie haben doch einen wesentlichen Punkt

bei ihrer Auseinandersetzung fehlen lassen. Die Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts besteht nicht bloß in der Vermehrung und der Vervielfachung des vorhandenen geistigen und materiellen Reichthumes, sondern auch in der Entdeckung und Erfindung neuer bisher nicht gekannter Güter, in der Entwicklung aller verborgenen, in der menschlichen Natur schlummernden Eigenschaften.

Die neuen Erfindungen, gerade die neuen Künste, Wissenschaften und Gewerbe, diese bilden vorzüglich die Fortschritte der Menschen. Durch diese wird das geistige Leben nicht nur ein verbreiteteres, sondern auch ein vollkommneres, ein vielfältigeres.

Man kann sagen, die Alten hatten nur einzelne Seiten am Diamante des Geistes geschliffen und nur einzelne Feuerstrahlen ihm entlockt, gegenwärtig strahlt aber der menschliche Geist in einem tausendfachen Farbenlichte.

Wie wenig wußten die Alten von den Naturwissenschaften, von der National-Oekonomie, von der Landwirthschaft, von der Erdkünde, und sind nicht die tausendfachen industriellen Entdeckungen der neuen Zeit ebenfalls geistiger Natur? Die Verbreitung des menschlichen Geistes ist daher eine doppelte. Eine Entfaltung und eine Vermannigfachung.

Täglich entstehen neue Fächer der Wissenschaft, der Kunst, der Gewerbe; und die bereits vorhandenen verbreiten sich immer mehr und werden vervollkommneter. Die Gewerbe verwandeln sich in Künste und bilden neue Wissenschaften, die Handels-Geschäfte werden in System gebracht und erzeugen neue Lehrgebäude, selbst die einzelnen Zweige der Gewerbe und des Handels verbreiten sich zu umfangreichen Lehrgegenständen, und eröffnen fortwährend neue noch unangebaute Felder der Wissenschaft. Die Litteratur verjüngt sich und trägt ganz neue Blüthen, so daß wir anstatt weniger Nationallitteraturen unzählige Weltlitteraturen unendlicher Fächer zu erhalten im Begriffe stehen, denn noch zeigen sich erst die kaum sichtbaren Keime des geistigen Lebens, was die Folgezeit noch in sich schließt.

Ganz recht, erwiederte der Alte, unser geistiges Leben ist nicht nur ein verbreiteteres und allgemeineres, sondern auch ein unendlich vielfältigeres geworden. Man beschäftigte sich nicht mehr blos mit der Person, sondern auch mit den Sachen, und

da diese unendlich mannigfacher und kosmopolitischer sind, so steht allerdings zu erwarten, daß wir für die winzigen beschränkten Nationallitteraturen, unzählige Weltlitteraturen erhalten werden. Jedes Fach dürfte seine Geschichte, seine Systeme, seine Monographien und seine Journalistik erhalten, und die verschiedensten Nationen der verschiedenen Weltgegenden zu Mitarbeitern haben. Wir werden nicht nur eine geistigere Litteratur, sondern auch eine Litteratur des Geistes erhalten, während wir bis jetzt nur persönliche Schriften und eine Personenlitteratur besitzen. Auch die mündliche Lehre dürfte sich erweitern, und der Katheder, die Kanzel und die Tribüne dürften nicht die einzigen Lehrstühle bleiben, vielmehr hoffe ich jede Werkstatt in einen Lehrsaal umwandelt zu sehen, und das Leben selbst als die ergiebigste Quelle des Unterrichtes zu begrüßen. Ich habe daher mich sehr mangelhaft ausgedrückt, wenn ich bloß die Verbreitung und Weiterverpflanzung des vorhandenen geistigen Lebens, als den alleinigen Fortschritt bezeichnet, und die vielen erst ans Licht getretnen neuen Seiten des menschlichen außer Acht gelassen habe. Sie werden mir aber zugeben, daß alle jene neu entdeckten Gebiete im Reiche der Geister nur eine Folge der größeren Verbreitung der vorhandenen geistigen Bildung sind. Durch die größere Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ist es den verschiedenen Klassen der Menschen erst gelungen Forschungen anzustellen und Entdeckungen zu machen, und durch die Verallgemeinerung der Schrift und der Beredsamkeit dieselben anderen mitzutheilen.

Allerdings, erwiedert der Landgeistliche, so wie wiederum die größere Mannigfaltigkeit der menschlichen Fächer das Denk- und Sprachvermögen immer mehr verbreitet. Der Kaufmann, der Werkmeister, der Landmann vervollkommnen ebenso sehr durch ihre geistigen Fachschriften das Reich der Gedanken und der Sprache, als die speziellen Denk- und Redekünstler.

Der alte Fabrikant nickte diesen Worten seinen Beifall zu und hielt das Gespräch für geschlossen; aber Hoffmann, der Philosoph, machte von Neuem Opposition. Er erklärte die ganze neue Richtung für eine materielle, und sprach ihr alles wahre geistige Leben ab, doch der Landgeistliche wies ihn mit Leichtigkeit zu Recht. Die Alten, sagte er, waren allerdings

durch und durch geistig, und die Philosophie in ihrer alten Gestalt ist rein subjektiv und ganz spirituell, der Geist macht sich bei ihr selbst zum Gegenstande der Betrachtung, und verliert sich aus Selbstgefälligkeit in seinem eigenen Ich. Ganz wie jene eitele Närrin, welche sich an ihrer eigenen Schönheit nicht satt sehen kann, und anstatt auszugehen und sich einen Liebhaber zu verschaffen, ewig vor ihrem Spiegel stehen und sitzen bleibt. Der Geist muß, soll er wahrhaft Anerkennung finden, aus sich heraustreten und einen Gegenstand sich suchen, mit dem er sich verbinden kann. Als Gott den Menschen schuf, so hauchte er dem menschlichen Körper seinen göttlichen Geist ein. Soll daher der Mensch gottähnlich werden, und verdienen, ein Ebenbild Gottes zu sein, so muß er ebenfalls schöpfrisch zu Werke gehen, seinen Geist den leblosen Gegenständen einhauchen, und die Materie zu beleben suchen. Ein solcher Materialismus ist das wahre geistige Leben. Wenn wir die Beschaulichkeit in der Frömmigkeit tadeln, weil sie aus lauter Frommsein zum frommen Handeln nicht gelangt, so müssen wir sie in der Philosophie noch weit mehr verwerfen. Nicht einmal als eine Formlehre der Gedanken verdient die Philosophie eine Beachtung, denn, was ist eine Form ohne Inhalt, ein Umriß ohne Körper? In der Wirklichkeit hat jeder Gegenstand von selbst seine Form, und die Konstruktion einer Form setzt stets einen weggelassenen Inhalt voraus.

Hoffmann stand hiebei ziemlich betroffen da, und gab hiedurch seinen Irrthum und seine Unterwürfigkeit zu erkennen. Jeremias, der Theolog, aber erhob von Neuem sein Haupt. Ich erkenne Alles an, sagte er, was sie hier vorgetragen haben, aber werden auch durch den gegenwärtigen Materialismus die Menschen moralischer, sittlicher und religiöser?

Unstreitig, erwiederte der Landgeistliche. Schon die größere Thätigkeit führt die Menschen von dem wahren Bösen immer mehr ab, denn nur der Müssigang leitet das Laster ein. Noch mehr aber muß das durch den Materialismus gesteigerte Denkvermögen die Menschen zur besseren Erkenntniß führen. Was nützen alle guten Lehren, wenn sie auf einem unempfänglichen Boden ausgestreut werden, wenn der, welcher belehrt werden soll, die Lehre nicht fassen kann; und macht nicht überdieß die

höhere Bildung den Menschen gefühlvoller, sanfter, milder? Aber noch mehr, ich behaupte sogar, daß nur der Materialismus allein im Stande ist, die Menschen wahrhaft moralisch zu machen, denn er lehrt uns erwerben und sich zu bereichern ohne Anderen zu schaden, während der Spiritualismus, um Anderen nicht zu schaden, uns die Entbehrung predigt, eine Lehre für welche die leidenschaftliche Habsucht der Menschen nur selten Gehör hat.

Jeremias erklärte sich hiemit zufrieden gestellt, und trat dem Friedens-Beschluß bei. Nur Felix machte noch Schwierigkeiten. Geistiger, sagte er, mögen die Menschen wohl werden, auch moralischer, das will ich zugeben, aber werden sie auch glücklicher, wohlhabender?

Unzweifelhaft, erwiederte der Landgeistliche. Ist es denn nicht schon ein Glück, an Geist und Moral gewonnen zu haben? Aber die Menschen werden auch offenbar materiell glücklicher. Täglich sehen wir neue Arten von Erwerbsquellen entstehen, und die Genüsse vielfacher und allgemeiner werden, und wie könnten wir da noch an einer Vermehrung der Wohlhabenheit zweifeln. Wie geringfügig ist der Reichthum der Alten im Vergleiche mit dem unserigen? Ihr ganzer Reichthum bestand in Grund und Boden, und sie konnten höchstens reiche Landbesitzer haben, während bei uns der Grundbesitz, obschon im Werthe ungemein gestiegen, nur den geringsten Theil der Reichthümer bildet. Das große Heer der Kaufleute, der Fabrikanten und anderer Unternehmer sind es, welche den Reichthum repräsentiren, und zwar einen Reichthum, von dem die Alten keine Ahnung hatten, weil Handel und Gewerbe bei ihnen äußerst dürftig waren. Und entstehen nicht täglich neue Quellen des Reichthumes? Jede neue Erfindung schafft neue Erwerbszweige und vermehrt fortwährend die Reichthümer, ohne die bisherigen Quellen des Vermögens zu vermindern. Was hat nicht die Buchdruckerkunst, das Maschinenwesen, der Dampftransport, der Rübenzucker, die Gasbeleuchtung, die Lithographie, der Asphalt u. s. w. für eine erstaunliche Masse neuer Reichthümer erzeugt? Wahrlich, der Reichthum verbreitet sich zusehends immer mehr, und wenn man über Armuth klagen hört, so hat es blos seinen Grund darin, weil die Mittel, durch Müssiggang reich zu werden oder zu

bleiben, in Abnahme begriffen sind, und die Lust zur Thätigkeit noch nicht allgemein geworden ist.

Felix trat nun auch dem allgemeinen Friedensschlusse bei, doch mußte der Landgeistliche der Gesellschaft versprechen, später speziellere Beweise zu geben.

Die philosophische Schule.

Eine Erzählung.

Vorbemerkung.

Die herrschende Mode die verschiedenen Geisteseinrichtungen, als verschiedene Schulen zu bezeichnen, hat in der Litteratur so viele Schulkriege und Schulkämpfe herbeigeführt, daß man bei diesem kindischen Schülergezänke leicht zu dem Glauben veranlaßt werden könnte, unsere Litteratur-Fabriken werden nunmehr auch von bloßen Kindern betrieben, wie dies bei den Gewerbsfabriken schon längst der Fall ist. Dem ist jedoch nicht so. Die Presse kann ihre Bengel nicht entbehren, und die Litteratur ist noch in Händen von großen Menschen. Kindisch bleibt indeß das Schul- und Schülergerede doch immer. Wenn der einzelne Mensch nicht gut von seiner Schule sprechen kann, ohne sich in die Zeit seiner Kindheit zu versetzen, so kann auch bei großen Völkern nur zur Zeit ihrer Kindheit von den verschiedenen Schulen gesprochen werden. Wenn in Griechenland die philosophischen Schulen so hoch im Ansehen standen, und zu Rom so viel von Rechts-Schulen gesprochen worden ist, so müssen wir nicht vergessen, daß man Rom und Griechenland nur deßhalb die Wiege der Wissenschaft nennt, weil das Menschengeschlecht damals noch in seiner Kindheit sich befand. Seitdem aber sind Jahrtausende verstrichen, und alle Phasen des Lebens durchlaufen worden, die Menschheit hat sich die Sporen verdient, und kann nicht wieder in die Kinderschuhe gesteckt und nach der Schule geführt werden. Die Schulbildung, welche die beschränkte häusliche Erziehung und Familienbildung verdrängt hat, ist in dem großen Getreibe der Welt im Leben untergegangen, und soll fortan noch von einer Schule gesprochen werden, so kann es nur die Lebensschule sein. Das Leben, ist bereits zu vielseitig, als daß es in der einseitigen Richtung einer Schule sich bewegen sollte, und der Raum, welchen der mensch-

liche Geist jetzt zu durchmessen hat, ist zu ausgedehnt, als daß er auf einem Wege zurückgelegt werden könnte. Eine Reise durch die Heimath, ein Ausflug in die Provinz läßt wohl auf einer Tour sich machen, oder doch mit dem gewöhnlichen Postenlauf sich erreichen, wer aber entferntere Gegenden aufsucht, wird auch zu verschiedenen Reise-Mitteln sich bequemen müssen, seinen Weg bald zu Wasser, bald zu Lande zurücklegen, und seinen Reisewagen bald verlassen, um hier ein Dampfschiff, dort eine Eisenbahn zu besteigen. Aber nicht blos kindisch ist es die wissenschaftlichen Geistesrichtungen in Schulen einzutheilen, sondern auch im höchsten Grade verderblich und unheilbringend. Ein solches Schisma führt nothwendig Parteikämpfe herbei, durch welche, wie im physischen Kampfe, die verschiedenen Kräfte, welche vereinigt, dem Menschengeschlechte große Dienste leisten würden, durch Entzweiung sich gegenseitig aufreiben, und der Welt Unheil bereiten. Bei den Alten war dieß ganz in der Ordnung, denn der Kampf bildete bei ihnen das einzige Mittel der Vergrößerungen, und wie im Kriege so glaubt man auch im Frieden nur durch die Verkleinerung Anderer an Größe zu gewinnen. In unserer Zeit aber sind bereits die Donner des Krieges verstummt, und das Schwerdter-Geklirr wird nicht mehr vernommen, und so ziemt auch der Wissenschaft die ewige Fehde nicht mehr. In unseren Tagen müssen die verschiedenartigsten Kräfte in einander greifen, wie die Räder einer Maschine; aber nicht ferner hemmend sich entgegen treten. Fort daher mit den Gebrechen und den Spaltungen der alten Zeit, Einheit muß die Tageslosung sein, und das Verschiedenartige nur eine Mannigfaltigkeit gewähren.

Das Auditorium.

Die Zwischenräume zwischen einer Vorlesung und der anderen bilden bekanntlich bedeutende Pausen, die nach der Erholung von der beendeten Vorlesung und der Vorbereitung zu der bevorstehenden noch immer Zeit genug zur Langeweile überließen, wenn die muntere Jugend nicht das Auditorium zu einem Conversationssaal zu umwandeln wüßte, wo die muthwilligsten Gespräche zum Vorschein kommen. Eine solche Pause

war es auch, als ein französischer Jurist in ein philosophisches Auditorium gerieth, wo er zu seinem Erstaunen einen ihm bekannten Engländer antraf. Was treiben Sie hier? fragte scherzend der Franzose. Ich lerne denken, war die Antwort des Britten. Sie lernen denken, wiederholte ironisch der Franzose, das ist doch höchst eigenthümlich. Ich habe immer sagen gehört, das Lernen setzt das Denken schon voraus, und wer etwas lernen will muß bereits denken können. Lernen sie denn auch Sehen, Hören, Fühlen? Das nicht, erwiederte der Engländer, welcher die Ironie bemerkte; aber lernen wir doch sprechen, warum sollten wir nicht auch denken lernen. Das Lernen von Vokabeln und Grammatik, erwiederte der Franzose, werden sie doch nicht Sprechen lernen nennen, oder lernt man bei ihnen auch die Sprachorgane bewegen? wenn das Letztere der Fall ist, so muß ich ihnen sagen, daß ihre Nation schlechte Sprachmeister gehabt. Hiebei lachte das ganze Collegium laut auf, was den Britten zum Schweigen brachte. Diese Beschämung des Engländers veranlaßte einige Deutsche zu einem Dispute über das Wesen und den Werth der Philosophie. Ich habe alle Achtung, begann der Eine, vor philosophischem Denken, wenn es mit einer Sachwissenschaft verbunden ist. Ich schätze den philosophischen Juristen, verehre den philosophischen Historiker, und achte sogar den philosophischen Theologen, aber ich habe keinen Begriff für das, was man Philosophie nennt. Die Philosophie fuhr er fort, bildet den Geist einer jeden Wissenschaft, und verhält sich zu derselben, wie die Seele zum Körper, Eine Seele ohne Körper aber mag im Himmelreich recht gut sich ausnehmen, hienieden aber erscheint sie nur als Gespenst oder Traumgebilde. Es ergreift mich daher stets gespensterartig, wenn ich von Philosophie sprechen höre, und kommt es mir dabei vor, als wäre sie nur eine Metamorphose des scheinbar untergegangenen Geister- und Gespenster-Glaubens. Ein ächter Philosoph scheint mir stets ein verfeinerter Zauberer nur zu sein, und seine Orakelsprüche ein wahrer Hexenbrei; und schwebt nicht die ganze Philosophie zwischen Himmel und Erde? Ist es nicht der Luftkreis in dem wir all ihr Getreibe erblicken? das bald ein Reich von Engeln uns erschließt, und die Menschen in verklärter Gestalt uns zeigt, und bald wieder das ganze Heer

der Unterwelt losgebunden auf uns hetzt. Jene platonischen Republiken mit ihren Sonn- und Mondschein-Menschen, die in einer mit Zephir gefüllten Atmosphäre sich bewegen, und von Ambrosia und Manna leben, sie sind Ausgeburten der Philosophie und jene dämonische Demokratien, welche den Menschen zum Thiere umwandeln, das Eigenthum ein Raub, die Ehe ein Laster, und die Gewalt ein Recht nennen, sie sind es auch. Dieser blutrothe Himmel welcher uns den Thierkreis zeigt, ist derselbe Philosophen-Himmel, aus dem das Halleluja im Chor der Engel erschallt. Gewiß es geht bei den Philosophen nicht mit rechten Dingen zu.

Sie haben sich, erwiederte der Andere, in einer schönen Allee von Metaphern ergangen, und ich mochte ihrem Geiste seine Promenade nicht verderben. Was aber die Sache betrifft, so haben sie Unrecht. Ich behaupte gerade das Gegentheil. Die Philosophie, als selbstständige Wissenschaft lasse ich gelten, aber die Philosophie, als Zuthat zu einer bestimmten Wissenschaft scheint mir ein Unding. Die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu erkennen, die Gedanken systematisch zu verbinden, und das Besondere von dem Allgemeinen zu trennen, was wir philosophisches Denken nennen, ist das Denken überhaupt, und die sogenannten philosophischen Juristen und philosophischen Historiker u. s. w. sind weiter Nichts, als denkende Gelehrte ihrer speziellen Wissenschaft. Denken ist aber das unerläßliche Erforderniß eines jeden Faches, und man könnte eben so gut von einem philosophischen Mechaniker als von einem philosophischen Juristen sprechen. Der Franzose, welcher bisher einen ruhigen Zuhörer abgegeben, ergriff nun das Wort, und erklärte, daß er mit beiden Theilen übereinstimme; indem er mit dem Einen das Dasein einer selbstständigen Philosophie bestreite, und mit dem Anderen keine philosophische Zuthat in irgend einer Wissenschaft gelten lasse. Diese Aeußerung empörte die ganze Umgebung, und diese wollte eben das Blasphemiren der göttlichen Philosophie ihm anstreichen, als gerade der Professor hereintrat, und durch seine Anwesenheit allen ein tiefes Schweigen auferlegte.

Die Vorlesung.

Gravitätisch und langsam mit einem Papierstoße unter dem Arme betrat der Professor den Katheder, die Schaubühne seines Auditoriums, wo er mit gefaltetem Gesichte seine Papierrolle entfaltete, und folgenden Vortrag zu entwickeln begann.

Alle Dinge, die leblosen, wie die beseelten, die körperlichen wie die geistigen, haben ihre bestimmte Natur, die sie bewegt oder festhält, treibt oder hemmt, Die Gesetze dieser Natur sind es, nach denen sie werden und vergehen, sich erhalten und verbreiten, nützen und schaden. Die verschiedenen Dinge haben jedoch verschiedene Naturen, und die Kenntniß derselben bildet die Bestandtheile unserer Wissenschaft. Wir erlangen dieselben, indem wir die Gegenstände betrachten und beobachten, und die gemachten Erfahrungen sammeln und verbinden. Der Inbegriff wohl geordneter Erfahrungssätze macht den Inhalt einer Wissenschaft aus. Dieselbe gleicht einem Paquet von Blumen, die einzeln auf den Feldern der Natur gepflückt, und mit Verstand und Geschmack zu einem Strauße vereinigt werden. Aber nicht blos die sichtbaren Dinge zeigen dem geistigen Auge die Geheimnisse ihrer Natur, auch der unsichtbare Geist offenbaret sein innerstes Wesen dem eindringenden Blicke des Forschers. Er gehorcht ebenfalls den Regeln und Gesetzen der Natur und bekundet diesen Gehorsam offenkundig in allen seinen Werken und Leiden. Die Freude wie der Schmerz hat ihre bestimmten Ursachen, die Einsicht wie die Befangenheit ihre bestimmten Gründe, der Zorn wie die Sanftmuth seine gewissen Quellen und die Trägheit wie der Fleiß ihre bestimmte Veranlassung, und alle diese Gründe, Ursachen, Quellen und Veranlassungen, sie sind deutlich zu lesen in dem Buche der Natur, was stets aufgeschlagen vorliegt dem geistigen Auge des Forschers. Die Kenntniß der Gesetze und Regeln des Geistes aber ist es, was wir Philosophie nennen, die nichts Anderes, als eine Naturlehre des Geistes bildet. Diese Philosophie ist jedoch noch nicht die reine und eigentliche, man nennt sie daher die praktische. Die reine und eigentliche Philosophie ist höherer Art. Diese ist keine Erfahrungslehre, und hat es nicht mit himmlischen Wahrnehmungen zu thun. Sie ist eine reine Vernunftlehre gebildet im Kreise

von Begriffen, die den nicht wahrzunehmenden ersten Anfang und letzten Endzweck der Dinge zum Gegenstande ihrer Forschung macht.

In diesem Sinne sprach der Professor noch lange von dem Wesen und dem Geiste der reinen Philosophie, bis ich von einer Müdigkeit überfallen einschlief. Plötzlich wurde ich aber von einem gewaltigen Lärm aufgeweckt und fand den Katheder bereits verlassen. Der Franzose, welcher mit großem Wohlgefallen den Vortrag über die praktische Philosophie angehört, war über die Lehre von der reinen Philosophie ganz außer sich, und versuchte es mit Heftigkeit den Professor zu widerlegen, was das ganze Auditorium in Allarm brachte, und den Professor bewog seinen Vortrag zu schließen.

Der Franzose glaubte nämlich, es wäre noch bei uns, wie in manchen andern deutschen Ländern, die mittelalterliche Sitte gebräuchlich, die Universitäts-Lehrer durch öffentliche Einwürfe zur Rechenschaft über ihre Vorträge zu ziehen und wußte nicht, daß der despotische eintönige Vortrag bei uns schon längst die alte aber freiere dialogische Form verdrängt hat. Er war daher nicht wenig erstaunt durch sein Benehmen die Wuth des ganzen Auditoriums auf sich gezogen zu haben. Er stellte den in Masse auf ihn eindringenden Studirenden vor, daß ihr Zuhörer-Wesen wenig mit ihrer gepriesenen Universitäts-Freiheit passe, und daß Leute, welche bis über die Ohren in Tinte steckten, nicht schicklich sich Emancipisten des Menschengeschlechtes nennen könnten. Alle diese Reden brachten aber die Studirenden immer mehr auf, so daß ein Jeder sich mit ihm schlagen wollte, und das ganze Auditorium in corpore ihn forderte. Der Franzose aber erwiederte ganz ruhig: Meine Herren! Ich schlage mich nur mit Männern; für solche kann ich aber nur die halten, welche es wagen, über das Thema der Philosophie, welches den ganzen Skandal erregt hat, öffentlich mit mir zu disputiren. Bis jetzt habe ich nur gesehen, daß sie nach Knabenart den Wortfluß ihres Lehrers tropfenweise mit ihrem Papiere aufgefangen, um ihn in Mappen nach Hause zu tragen; mit dergleichen Knaben aber schlage ich mich nicht.

Diese Aeußerung, so empörend sie auch war, weckte ihr Ehrgefühl, und sie stellten zwei aus ihrer Mitte, welche als

Einleitung zuerst die Philosophie in einer Disputation durchfechten, und demnächst dieselbe in einem Duelle herauspauken sollten. Die Gewählten waren die beiden Disputanten, welche wir bereits über Philosophie sich herumschlagen gesehen. Dieselben hatten bereits doctorirt, und hielten sich für einen solchen Kampf ganz gewachsen. Sie baten sich indeß vierzehn Tage Aufschub zu ihrer Vorbereitung aus, da sie die Disputation in lateinischer Sprache halten wollten. Mit der lateinischen Sprache war jedoch der Franzose nicht zufrieden, und meinte, dieselbe wäre dem Publikum zu wenig verständlich und drückte selbst der Oeffentlichkeit das Gepräge der Heimlichkeit auf. Auch fügte er hinzu, da wir beim Duelle weder römische Kleidung noch römische Waffen anlegen, auf die Mensur weder mit Schild noch in der Toga erscheinen, so passe auch im Wort- und Gedankenkampf die römische Einkleidung nicht. Er konnte jedoch nur mit Mühe seine Gegner von der lateinischen Sprache abbringen, und wollten sie nur dann in eine deutsche Disputation willigen, wenn ihnen die doppelte Frist zu ihrer Vorbereitung bewilligt würde. Als Grund gaben sie an, daß schon ihre Väter Gelehrte gewesen, und stets Latein gesprochen, und so sei ihnen die lateinische Vatersprache weit geläufiger, als ihre deutsche Muttersprache. Die verlangte Frist wurde auch bewilligt und der Tag der Disputation anberaumt.

Die Disputation.

Wir übergehen alle Aeußerlichkeiten, welche der Disputation vorangingen und sie begleiteten, und beginnen gleich mit der Sache selbst. Das Thema, welches die Grundlage der Disputation bildete, war, wie wir bereits wissen, die reine Philosophie. Diese reine Philosophie, behauptete nun der Franzose, wäre durchaus keine Wissenschaft. Er berief sich hierbei auf die zivilisirtesten Länder der Welt, auf England, Frankreich und Amerika, welche nach der eigenen Behauptung unserer Philosophen keine Philosophie hätten. Es berief sich ferner auf das alte klassische Rom, welches ebenfalls keine Philosophen aufzuweisen hat, man müßte denn einen Seneca oder Cicero dafür halten wollen, was aber gewiß kein deutscher Schulmeister zugeben

wird. Endlich berief er sich sogar auf die Sprache, welche gar keinen bestimmten Ausdruck dafür hätte, und daß selbst der griechische Ausdruck Philosophie eben so viel umfassend, wie der deutsche Ausdruck Weltweisheit wäre, so daß man füglich jede Wissenschaft darunter verstehen könnte. Auch hätten die Griechen, die Arzeneikunde abgerechnet, in der That alle Wissenschaften hierunter verstanden. — Hier holte er Athem und erwartete die Vertheidigung des Gegners, welcher auch sofort seine Replik mit folgenden Worten begann.

Wenn ich auch zugebe, sagte er, daß gegenwärtig die Deutschen allein im Besitze der Philosophie sich befinden, so dürfte doch diese gegenwärtige Isolirtheit noch nichts der Philosophie von ihrer welthistorischen Bedeutung nehmen. Die Philosophie, fügte er hinzu, hat, wie jede andere Wissenschaft und Kunst, ihre bestimmten Perioden, und jedes Volk hat wohl sein philosophisches Zeitalter gehabt. Selbst die Franzosen hatten ihren Descartes, Malebranch, Bayle, und die Engländer ihren Locke, Baco, Hobbes, Hume u. s. w., lauter Männer, welche jeder Deutsche, als Philosophen erster Größe betrachtet. Wenn gegenwärtig aller philosophischer Reichthum in den Händen der Deutschen sich befindet, und die übrigen Völker hierin verarmt sind, so ist dieses wohl ein Grund für den Stolz der Deutschen, aber nicht für die geringschätzende Absprecherei der Franzosen.

Vergessen Sie nicht, erwiederte der Franzose, daß jene Periode, welche sie das philosophische Zeitalter nennen, ebenso gut das poetische genannt werden kann. Descartes war ein Zeitgenosse von Corneille und Racine, welche man in Deutschland die französischen Schiller und Göthe nennt.

Was wollen Sie aber nun mit dieser Zeitgenossenschaft beweisen?

Nichts mehr und Nichts weniger, erwiederte der Franzose, als daß die Poesie mit der Philosophie sehr verwandt ist, und daß diese, genau genommen, auch nur eine Art Poesie ist. Wie die Poesie nur ein Kind der Gefühlsschwärmerei ist, so scheint mir die Philosophie ein Gedankentraum nur zu sein, erzeugt durch einen Windzug des Verstandes. Die Jugend der Menschen aber vorzugsweise ist es, welche in dem nächtlichen

Dunkel ihrer Gefühle besondern Hang zum Schwärmen und Träumen hat, und für Poesie und Philosophie ganz Ohr ist, und so ist es auch wiederum die Jugend der Völker, welche die Zeit der Poeten und der Philosophen bildet. Es ist dieß die Zeit der Dämmrung und Licht-Regung, das Verspüren eines unbekannten Gefühles, dessen man sich nicht klar werden kann. Das gereifte Mannes-Alter dagegen bildet bei ganzen Völkern, wie bei einzelnen Menschen den klaren hellen Tag, welcher den Schlaf von den Augenliedern verscheucht, Träume und Schwärmerei verjagt, und uns zur nützlichen Arbeit ruft.

Der Deutsche wollte eben das Sophistische dieser Ideen nachweisen, als sein Gefährter ihn zum Rücktritte aufforderte, und sogleich selbst in die Schranken trat. Dieser begann seinen Vortrag mit folgenden Worten: Die Philosophie, sagte er, ist eine speculative Theologie, welche dieselben Lehren durch Vernunftbegriffe zu begründen sucht, die wir in der positiven Theologie durch den Buchstaben der Offenbarung und durch Glauben befestigt finden. Wenn aber die Philosophie, fügte er hinzu, auch die Herrschaft über andere Wissenschaften zu gewinnen sucht, und durch eine sich aneignende Suprematie dieselben sich unterzuordnen bemüht, so befolgt sie nur denselben Gang, welchen ebenfalls die positive Theologie vormals genommen. Auch diese hat vormals die Alleinherrschaft über die Wissenschaft geführt, und das ganze geistige Leben in sich aufgenommen. Die Rechtswissenschaft, die Geschichte, die Beredsamkeit und selbst die Heilkunde und Naturwissenschaften waren alle Zweige der Theologie und haben bis zu ihrer später erfolgten Emancipation von der Religion ihren Ausgang genommen. Ob nun eine solche Einheit im geistigen Leben der gesonderten Selbstständigkeit der Einzelheiten vorzuziehen sei, mag ich nicht entscheiden. Ein Vorwurf von Seiten derer aber, welche in anderen Dingen die Centralisation über Alles achten, erscheint gewiß nicht gerechtfertigt. Und wo findet sich eine größere abgöttische Verehrung dieses Centralisations-Systemes als bei ihren Landsleuten, den Anbetern Bonapartes? Schließt Paris nicht ganz Frankreich in seinen Mauern ein, und sind nicht alle Bewohner Frankreichs blos die Vorstädter und die Phalbürger der Residenz? Warum wollen Sie nun dem getheilten Deutschland,

welches geistig nur zusammenhängt, diese geistige Centralisation verargen?

Der Franzose, welcher beifällig mit Aufmerksamkeit gefolgt war, versuchte nur noch die schwache Frage: warum gerade ausnahmsweise in Deutschland diese philosophische Einheitslehre sich entwickelte?

Dieses, erwiederte der Deutsche, ist einfach zu erklären. In Deutschland war es die Theologie, welche eine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse hervorrief, und der Nation eine neue Richtung gab. Die Reformation war es, welche nicht nur die Religion auf einen anderen Standpunkt brachte, sondern auch dem deutschen Staatenbunde eine andere Grundlage gab, und selbst in den Wissenschaften einen neuen Geist weckte. Mit der Losreißung der deutschen Kirche von Rom kündigten auch die deutschen Fürsten dem römischen Kaiser ihren Gehorsam auf, und die Wissenschaften legten mehr und mehr ihr römisches Gewand ab, und nahmen deutsche Tracht und Farbe an. Die religiöse Bewegung hat eine völlige Umwandlung des alten Geistes hervorgerufen, und so mußte auch ferner jeder neue Aufschwung von der Religion ausgehen. In Frankreich aber hat mit den Hugenotten auch das neu erwachte religiöse Leben seinen Untergang gefunden, und die Philosophie mit zu Grabe genommen; wenn später dennoch eine Umwälzung der Dinge eingetreten und alle Verhältnisse umgeordnet, so war diese Revolution eine politische, und so concentrirt sich in Frankreich Alles bis auf den heutigen Tag auf die Politik, wie bei uns auf die Religion, während in England, was eine religiöse und politische Revolution zugleich erlitten, die Politik und die Religion auch gleich einflußreich sind. — Ich bin indeß der Meinung, daß sowohl die Philosophen als die Politiker durch ihre Leistungen in die herrliche Schöpfung Gottes nur hineingepfuscht, und daß ihre Stunde auch bereits geschlagen, nur erklären wollte ich diese Richtungen, aber rechtfertigen keineswegs, mindestens nicht für die Zukunft.

Ganz recht, erwiederte der Franzose, ich bin ganz ihrer Meinung, aber erlauben Sie mir noch eine Frage. Es giebt ein Volk, bei dem die Religion der einzige Geisteshebel ist, ich meine nämlich das Volk der Juden; wie kommt es, daß bei

diesem Volke der religiöse Geist keine philosophische Ausströmung gehabt?

Da sind sie im Irrthume, war die Antwort. Die Juden haben allerdings ein bedeutendes philosophisches Leben, und tüchtige Männer der Philosophie erzogen.

Das weiß ich wohl, sagte der Franzose; aber diese berühmten Männer gehören den Zeiten und den Völkern an, in dem sie lebten. Thilo ist aus der Alexandrinischen Schule hervorgegangen, Maimonides aus der Maurisch-Aristotelischen, so wie Spinoza durch Descartes hervorgerufen und Mendelssohn in der Wolffschen-Leibnitzschen Schule gebildet worden ist.

Diese Männer meinte ich auch nicht, sagte der Deutsche, wenn ich von einer jüdischen Philosophie sprach. Ich dachte vielmehr an die vor alten Zeiten unter den Juden bestehende Schule der Kabalisten, der wir das berühmte Werk Sohar u. a. m. verdanken, die zwar alle in einer höchst dunklen Sprache abgefaßt sind, welche nur den Eingeweiheten zugänglich ist, aber nicht minder tiefe Gedanken enthalten.

Was nützt aber eine Philosophie, die nur wenigen Eingeweihten und nicht der großen Masse der Gebildeten verständlich ist?

Vergessen Sie nicht die großen Mißbräuche, welche mit einer populären Philosophie getrieben werden könnten, und die furchtbare Verketzerungs- und Verfolgungs-Sucht, welche den Juden eigenthümlich ist, und Sie werden diese Vermummung und Verschleierung wohl gerechtfertigt finden.

Sollte etwa, fragte der Franzose, das Dunkelwesen, welches die deutsche Philosophie seit Kant angenommen, gleiche Gründe haben? Denn mir schien diese neuere Philosophie entsprechende Aehnlichkeit mit der rabinischen Kabala zu haben; und daher hielt ich auch stets diese Philosophie für die Kopfwunde an welcher der gesunde Verstand des Deutschen sich verblutet.

Es kann sein, entgegnete der Deutsche, daß ähnliche Gründe auch hier obwalten, doch giebt es noch viele andere Gründe für diese Dunkelheit, und zwar gute und schlechte. Einer Seits sind unsere Sprachen allerdings empirisch entstanden, und gewähren nicht die passenden Formen für systematische und logische Anordnungen der Gedanken, was wohl neue Wortbildungen

nothwendig macht, anderer Seits ist auch unser alte Sprachschatz nicht ausreichend für den Ideenreichthum der Neuzeit, und dieses sind die guten Gründe für das philosopische Sprachdunkel. Es soll aber auch nicht geleugnet werden, daß noch öfter die Unklarheit der Gedanken, halb erfaßte Begriffe, und die Eitelkeit tief zu erscheinen, diese neuere Hiroglyphen-Sprache hervorgerufen, und daß dieses die schlechten Gründe sind, bedarf wohl der Erwähnung nicht.

Der Franzose fand sich durch alle diese Erklärungen vollkommen befriedigt, gestand seine Uebereilung beim Schmähen der deutschen Philosophie ein, und zeigte sich bereit das Duell anzunehmen. Seine Gegner waren zwar mit dieser Erklärung zufrieden, und wollten das Duell rückgängig machen, er glaubte jedoch seiner Erklärung hiedurch das Ansehen der Feigheit zu geben, und bestand auf Vollziehung des Duelles.

Das Duell.

Schon den anderen Morgen fanden sich beide Theile in einem bestimmten Saale ein, wo alle Vorbereitungen zum Duelle getroffen waren. Der Franzose, welcher auf ein Pistolen-Duell gefaßt war, stutzte, als er hörte, daß das Duell hier vor sich gehen sollte, doch man wußte ihn zu überzeugen, daß ein Pistolen-Duell nicht leicht der Entdeckung entgehen könnte und eine fürchterliche gesetzliche Strafe nach sich ziehen würde. Als aber sein Gegner ihm in vollem Anzuge entgegentrat, konnte er des Staunens und Lachens sich nicht enthalten. Der Kopf desselben war gegen Verletzungen durch eine Blechmütze gedeckt, die Beine durch sogenannte Postillon-Stiefel, auch Kanonen genannt, bis zur Hüfte geschützt, der Unterleib durch dicke Lederbinden verwahrt, so daß nur Brust und Gesicht frei waren, die Waffe entbehrte überdieß der Spitze und war ein sogenannter Hieber. Diese veranstaltete Gefahrlosigkeit gab dem Ganzen in den Augen des Franzosen das Ansehen eines Kinderspieles, doch mußte er sich dem Herkommen, zumal er der Beleidiger war, unterwerfen, nur konnte man ihn nicht zur Anwendung gleicher Sicherheits-Mittel bewegen, was er aber schwer büßen mußte. Gleich beim Beginn des Duelles erhielt er eine schwere

Verletzung und stürzte bewußtlos zu Boden. Der anwesende und zugezogene Arzt, ein studiosus medicinae, erklärte jedoch die Wunde nicht für gefährlich, und so brachte man ihn, nachdem er wieder zu sich gekommen und verbunden worden war, heimlich zur Nachtzeit auf sein Zimmer. Der Vorgang wurde anfänglich geheim gehalten, aus Furcht vor den Gerichten, die Eitelkeit aber, über einen Ausländer gesiegt zu haben, ließ sich nicht lange unterdrücken, und so erzählte man den errungenen Triumph bald in der ganzen Stadt. Die Geschichte wollte anfangs keinen Glauben finden, da kurz vorher ein Offizier sich ebenfalls gerühmt hatte, einen französischen Militär im Duelle verwundet zu haben, weil dieser sich erfrechte auf Deutschland zu schmähen, während es sich nachträglich herausstellte, daß weder ein französischer Militär noch ein Franzose überhaupt am Orte anwesend gewesen. Der Skandal wurde um so größer, als diese fingirte Heldenthat in allen öffentlichen Blättern mit vielem Pomp erzählt wurde, und das Offizier-Corps sich sogar verleiten ließ, ihrem vermeintlichen tapfern Kameraden ein öffentliches Festmahl zu geben und mit Lorbeeren ihn zu dekoriren. Es konnte daher bei dem hiedurch im Publikum erwachten Unglauben diese neue Großthat keinen Glauben sich verschaffen, bis man endlich durch die verzweifeltste Anstrengung die Wahrheit des Vorfalles über allen Zweifel herausstellte. Hiedurch erlangte aber auch das Gericht die genaueste Kenntniß hievon, und die Kriminaluntersuchung konnte nicht ausbleiben, welche indeß in Betreff des Franzosen bis zu seiner Genesung verschoben wurde.

Das Examen.

Die Wiederherstellung des Franzosen machte unter den Händen unseres jungen Mediziners wahrhaft erstaunliche Fortschritte, und derselbe bekundete sich als ein höchst ausgezeichneter Heilkünstler. Eines Tages trat jedoch dieser junge Aeskulap höchst verzweifelt in das Zimmer des Kranken. Der Franzose, betroffen von diesem Anblicke, fragte stürmisch: Mein Freund! was ist Ihnen wiederfahren? Ihr ganzer Lebensgeist scheint ja fast weggeblasen, und Ihr Geberden-Spiel verkündet ja den

traurigsten Ernst. Ich bin sehr unglücklich, erwiederte der Mediziner, ich bin gestern durchs Examen gefallen. Aber, mein Gott! wie ist das möglich, bei Ihrem seltenen Geiste und den ungewöhnlichen Kenntnissen! Der Mediziner lächelte, und meinte, seine Talente wären nicht bedeutend, wären sie es aber auch, so würde dieß ein Grund mehr für das Verunglücken sein. Die examina, fuhr er bitter fort, sind allerdings zur Prüfung der Fähigkeiten da, aber nicht selten scheitert die erprobteste Befähigung an gewissen Klippen. Hiemit will ich jedoch nicht der Ansicht huldigen, daß es Plan sei, Dummköpfe zu erziehen, sondern nur die Meinung aussprechen, daß es Leute giebt, welche das Talent als ein Monopol betrachten, das nur durch Patente ertheilt werden kann, und durch jedes Verdienst sich beeinträchtigt sehen, welches auf andere Weise sich selbst Geltung zu verschaffen sucht. Ich habe nun diese Leute vorzugsweise durch mehrere Aufsehen erregende Schriften gekränkt, und hätte es auch gar nicht gewagt, ins Examen zu gehen, wenn es nicht mir gelungen wäre, die Herren zu bearbeiten und auszusöhnen. Mein Vater, ein Schulkamerad und Kollege des einen Herrn, mußte diesen zu gewinnen suchen, meine Tante, eine Jugendfreundin des Andern, übernahm es, diesen zu stimmen, und an den dritten ließ ich von einer einflußreichen Person schriftlich mich empfehlen; und was mich von Allem am sichersten machte, war, daß ein Neffe des einen Examinators, ein ganz unfähiger Mensch, mein Mitexaminandus war, in dessen Begleitung ich nothwendig durchgeschleppt zu werden hoffte. Doch alle diese Hoffnungen wurden getäuscht. Der Herr, welcher das Fach der Philosophie hatte, war ein Fremder, welcher so eben erst angestellt worden ist, und der von Niemanden gekannt, durchaus nicht zu bearbeiten war, selbst seine Kollegen wagten es nicht, ihm Winke zu geben, aus Furcht sich bloß zu stellen, und dieser war mein Würgengel.

Aber, wie konnten Sie, bei ihren ausgebreiteten philosophischen Kenntnissen unterliegen?

Ganz natürlich, erwiederte der Mediziner. Ich verstehe zwar meine Philosophie, was konnte mir aber dieses helfen, da sie nur die meinige und nicht die seinige war. Geprüft bei verschlossenen Thüren, wo der Examinator Parthei und

Richter ist, muß der Gegner nothwendig erliegen, was auch mein Schicksal war. Die Antwort errathen, welche mein Examinator wünschte, war durchaus unmöglich, denn der falschen Ansichten sind unendlich viele, und keine Divinationsgabe der Welt ist im Stande zu ermitteln, welche arteria in dem verschlossenen Gehirne des Anderen gesprungen ist.

Was ist nun aber aus ihren Mitkandidaten geworden?

Diese, erwiederte der Mediziner, sind alle glücklich durchgekommen. Sie haben keine Frage beantwortet, und die große Ueberlegenheit des Fragenden bekundet, was diesem ungemein schmeichelte und seine Geneigtheit erzeugte. Ich aber reizte ihn durch meinen Widerspruch, und ich konnte recht deutlich sehen, wie ihm hiebei die Galle nach dem Kopfe avancirte.

Was wollen Sie nun aber machen?

Ich werde mich vergiften oder nach einiger Zeit das Examen wiederholen.

Hoffentlich würden Sie das Letztere wählen, bemerkte der Franzose.

Wohl schwerlich, erwiederte der Mediziner. Mangel an Kenntnissen kann man bei angestrengtem Fleiße in einiger Zeit abhelfen, auch seinen Verstand durch Uebung zu schärfen, ist nicht unmöglich; aber sich dumm machen und mit Absicht seine Kenntnisse vergessen, kann man beim besten Willen nicht. Die einzige Hoffnung, welche ich habe, besteht darin, daß der neue Philosoph inzwischen Bekanntschaften machen, und durch Empfehlungen zugänglich gemacht werden dürfte. Ich bin indeß verlobt und meine Heirath sollte diese Woche vor sich gehen, ein ungewisses Aufschieben ist mir nicht möglich, und ich habe auch nicht den Muth, vor meine Braut und deren Familie hinzutreten, auf die ich mein Bewußtsein doch nicht übertragen kann.

Bei diesen Worten verließ er wild das Zimmer, und am anderen Morgen war die Kunde von seiner Vergiftung allgemein in der Stadt verbreitet.

Die philosophische Rechtsschule.

Mit der Wiederherstellung des Franzosen hatte auch die Kriminaluntersuchung ihren raschen Fortgang genommen, und war bereits bis zur Vertheidigung gediehen; ich wurde daher

von den Freunden desselben aufgefordert, ihm meine Dienste als Defensor anzubieten, was ich auch mit Bereitwilligkeit that. Der Franzose lehnte jedoch mein Anerbieten mit dem Bemerken ab, daß er sich selbst, und zwar auf philosophische Weise zu vertheidigen beabsichtige. Ich suchte ihn zu belehren, daß er bei unseren Philosophen wenig juristische Kenntnisse antreffen dürfte, und vergeblich auf dem Gebiete der Philosophie einen Rettungs-Anker finden würde.

Da könnten Sie wohl Recht haben, entgegnete er. Ich habe bereits ein Dutzend Rechts-Philosophieen und Philosophieen des Rechtes durchblättert, und nirgends mehr als die ersten Ursachen und die letzten Gründe des Rechtes gefunden, und wollte es mir scheinen, als wenn die Herren, von einer Manie befallen, über das Sein und Nichtsein nicht hinaus kommen könnten. Diese Herren sind indeß auch keine Juristen vom Fache; und ich verspreche mir bei der eigentlichen philosophischen meinen Vertheidigungs-Bedarf im Ueberflusse vorzufinden.

Hier konnte ich das Lächeln nicht unterdrücken, und machte ihm bemerklich, daß eine solche philosophische Rechtsschule bei uns gar nicht existire. Dieses brachte ihn aber in Harnisch und er stürzte mit einem Dutzend Zeitungen auf mich ein, welche sämmtlich ihre Spalten mit dem großen Kampf zwischen der historischen und philosophischen Rechtsschule füllten, und wobei der Name Gans als Refrain immer wieder tönte. Ich erlaubte mir hierauf, ihm einen spaßhaften Sermon zu halten.

Meines Wissens, sagte ich, war Herr Professor Gans derjenige, welcher zuerst in Deutschland von einer philosophischen Rechtsschule sprach; doch hat diese Schule niemals mehr als ein Mitglied gezählt, und dieses war Herr Prof. Gans selbst. Es war daher auch gar keine Anmaßung, wenn er sich als das Haupt einer Schule betrachtete, die sich ganz in ihm konzentrirte. Erwägt man indeß, daß nach gewöhnlichen Begriffen zu einer Schule mindestens zwei Personen gehören, Lehrer und Schüler, so dürfte schon deshalb das Dasein der philosophischen Rechtsschule einigem Zweifel unterworfen sein. Wenn der Jurist zu einem Kollegium drei wirkliche Personen verlangt, und niemals eine Trinität anerkennt, wenn auch nur eine Person fehlt, so dürfte er auch im Dualismus der Schulen keine Personen-

Einheit gelten lassen. Doch was den Juristen unmöglich scheint, ist häufig den Philosophen nur Kleinigkeit, und so dürfte philosophisch auch eine Schule oder Schüler sich demonstriren lassen. Und warum nicht? Giebt es doch Philosophen, die einen Himmel ohne Gott, eine Hölle ohne Teufel haben, und hat uns doch Plato sogar eine Republik gelehrt, die weder Land noch Einwohner besitzt. Die Philosophie baut für künftige Zeiten, und nennt die Sachen nach den Dingen, die da kommen sollen. Vom philosophischen Gesichtspunkte aus gehören also die Personen nicht zur Sache. Aber die Sache selbst, diese müßte auch nach der Denkweise der Philosophie da sein, wenn von ihr die Rede sein soll. Diese Sache aber, welche hier die philosophische Rechtslehre sein würde, behaupte ich nun, existire durchaus nicht. Wir wissen wenigstens nicht, wo sie uns Herr Prof. Gans niedergelegt hätte, wenn es nicht etwa in einem versiegelten nicht publizirten Testamente geschehen sein sollte.

Als Spaß, erwiederte der Franzose, lasse ich dies gelten, aber im Ernst werden Sie doch nicht die vielen und berühmten Schriften des Herrn Prof. Gans ignoriren wollen.

Ich bin weit entfernt, entgegnete ich, Herrn Prof. Gans als juristischen Schriftsteller zu ignoriren, und weiß sehr wohl, daß derselbe einen Grundriß zu seinen Vorlesungen geschrieben, Bemerkungen zum Gajas herausgegeben, und in einem großen Werke die Erbrechte der verschiedensten Völker zusammengestellt; über den Werth dieser Arbeiten mag ich aus gewissen Gründen nicht urtheilen. So verdienstlich aber auch diese Arbeiten sein mögen, so sind sie doch nur kompilatorischer, antiquarischer Natur, und haben durchaus nichts mit einem philosophischen Rechte gemein.

Aber mein Gott! rief der Franzose aus, dieser große und vieljährige Kampf gegen die historische Schule allein muß ja schon einen großen Schatz rechtsphilosophischer Ideen an den Tag gebracht haben, alle ihre geachtetsten Blätter sind ja voll des Preisens und Rühmens.

Was diesen Kampf anbetrifft, erwiederte ich lachend, so weiß es ja alle Welt, daß er der Lehre vom Besitze galt; welche Bewandtniß es aber mit dieser Lehre hat, weiß die Welt nicht, und ich will es ihnen hier erzählen:

Ein unbekannter Mann fällt einem andern Unbekannten auf offener Straße an, und reißt ihm gewaltsam den Hut vom Kopfe, weil er angeblich ihm gestohlen worden ist. Der Angegriffene macht Lärm. Es entsteht ein Skandal, und die Polizei legt sich ins Mittel. Sie läßt sich den streitigen Hut aushändigen, und stellt ihn dem früheren Besitzer wieder zu. So weit geht Alles gut. Aber nun soll die Polizei vor dem versammelten Publikum ihr Verfahren rechtfertigen und den Ruhestörern eine Anrede halten. Herr v. Savigny legt ihr nun folgende Worte in den Mund:

Mein Herr! Sie haben durch Gewaltthätigkeit die Ruhe gestört, und sich zum Richter in Ihrer eigenen Sache gemacht. Dieses Verfahren ist unerlaubt. Es kann sein, daß der Mann, den Sie angegriffen, den Hut ihnen gestohlen habe, der Besitz wenigstens giebt ihm noch kein Recht, aber ich bin ebenso gut zu glauben berechtigt, daß Sie diesem Manne den Hut haben stehlen wollen. Die Beweise fehlen für Beides, und ich bin auch nicht der Mann dieselben zu prüfen, wenn Sie dergleichen besäßen. Hiezu gehören gute Rechtskenntnisse und ein sorgfältiges gerichtliches Verfahren, was nur bei den Gerichten anzutreffen ist. Glauben Sie Recht zu haben, so wenden Sie sich an die Gerichte, diese werden Ihnen schon zu Ihrem Rechte verhelfen. Meines Amtes ist es, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und wo sie gestört worden ist, dieselbe wieder herzustellen. Dieses habe ich auch nur gethan, wenn ich den Hut, welchen Sie mit Gewalt tragen wollten, demjenigen zugestellt habe, welcher ihn mit Ruhe getragen hat. Das Ruhehalten lediglich ist meine Sache, wobei ich mich aber nur auf Thatsachen und nicht auf Rechtsausführungen einlasse, und Thatsache ist es, daß jener Mann den Hut besessen, und daß Sie ihm denselben genommen.

Diese Ansicht finde ich ganz vortrefflich, rief der Franzose aus, und was noch mehr ist, rein philosophisch.

Dieser Meinung bin ich auch, aber Herr Professor Gans war mit dieser Anrede durchaus unzufrieden. Nach seiner Ansicht müßte die Polizei oder was gleich bedeutend ist der römische Prätor so sprechen:

Mein Herr! Der Hut, welchen Sie gewaltsam diesem Manne entrissen haben, ist von demselben früher ruhig besessen

worden. Auch hatte er ein Recht ihn zu besitzen, denn er besaß ihn, und der Besitz ist ein Recht. Dieses Recht haben Sie nun freventlich verletzt, und so werden Sie nun einsehen, ein Unrecht begangen zu haben, was nur wieder dadurch gut zu machen war, daß ich den Hut seinem früheren Besitzer wieder zugestellt habe. Möglich, daß Sie ein besseres und vollendeteres Recht haben, daß Sie Eigenthümer des Hutes gewesen sind, und dieser Mann den Besitz durch Diebstahl erst sich verschafft hat. Dieses geht jedoch mich nicht an. Ich habe nur den Besitz, als den Anfang des Rechtes zu schützen, das vollendete Recht ist meinem Schutze nicht anvertraut. Wenden Sie sich an den Richter, dieser weiß dem besseren Rechte zum Rechte zu verhelfen, meines Amtes ist es, das schlechtere Recht in den Schutz zu nehmen.

Dem Resultate nach stimmt also Gans bei, auch er betrachtet die Verletzung des Besitzes als ein Unrecht, und will auf gleiche Weise ihn geschützt wissen, nur daß er den Besitz ein Recht und nicht eine Thatsache genannt wissen will, so daß die ganze Kontroverse auf einen bloßen Wortstreit hinausläuft. Dieses ist also der große Kampf, welcher gegen die sogenannte historische Schule geführt worden ist, und der nicht wie bei Gellerts Nachwächtern in dunkler Nacht, in einem engen Gäßchen eines litterarischen Krähwinkels ausgefochten worden ist, sondern bei hellem Tage vor den Augen von ganz Europa, unter den Posaunen aller politischen Blätter.

Wahrlich, erwiederte der Franzose, Sie haben mir von dem Geiste Ihrer Litteratur ein nicht eben einladendes Gemälde entworfen, was eben nicht viel Patriotismus verräth, doch Sie scheinen den Glanz ihrer Litteratur nur bei der historischen Schule zu finden, und wollen diese nur auf Kosten der philosophischen verherrlichen.

Nichts weniger als das, erwiederte ich äußerst aufgebracht. Ich glühe für mein Vaterland und liebe seine Litteratur, wie Alles was ihm Ehre bringt, aber jene Jungen-Litteratur, welche unsere hervorragende Talente mit Schmutz bewirft, und die dem Vaterlande geheiligten Schriften besudeln, muß man verabscheuen, man mag der einen oder der andern Richtung angehören. Die Schriften unserer ausgezeichneten Gelehrten bilden

unsere heiligen Bücher, und es muß empören, Buben mit den Füßen auf denselben herumtrampeln zu sehen. Auch ich bin ein eifriger Verehrer philosophischer Wahrheiten und Feind eines jeden Mißbrauches und habe es mehr, als irgend Einer, durch Wort und That bekundet; aber den großen Werth der historischen Richtung verkennen, weil Verirrungen und Mißbräuche mit unterlaufen, wäre Verkehrtheit, wenn nicht etwas weit Aergeres. Was hat aber das mit der Litteratur oder mit den großen Fragen des Tages gemein, wenn Gans einen Satz aus einem ausgezeichneten Werke heraus reißt und jahrelang mit ihm herumzerrt, weil er ihn nicht klein bekommen kann. Eine philosophische Rechts-Schule mag recht schön sein, obwohl ich eine Philosophie ohne historische Grundlage nicht begreife, aber noch besitzen wir eine solche nicht, wenn auch das kleine Völkchen der Klatschschriften, jenes Insekten-Geschlecht, was sich von Blättern nährt, so viel philosophisches Gesumme macht.

Ihre Schilderung hat mich wahrhaft ergriffen, sagte der Franzose, denn eine Nation, wo die öffentlichen Blätter nur dazu dienen die Lüge zu verbreiten und die Verwirrung zu vermehren, liegt sehr im Argen; doch was das philosophische Recht betrifft, so bin ich nicht verlegen, da die Litteratur meines Vaterlandes, die sich keine philosophische nennt, viele recht gute Schriften der Art besitzt. Ich hoffe daher mit meiner Vertheigung wohl zu Stande zu kommen. Bei diesen Worten trat ein Fremder ins Zimmer, und wir sahen uns gezwungen die Unterredung zu schließen.

Die Vertheidigung.

Seinem Vorsatze gemäß hatte der Franzose seine Vertheidigung selbst übernommen, was ihm um so eher möglich war, da am Orte die Verfassung der Geschwornen-Gerichte eingeführt war. Das Publikum hatte sich, von Neugier getrieben, zahlreich eingefunden, und der Franzose, hierdurch aufgeregt, trug mit vielem Feuer folgende Vertheidigung vor:

Meine Herren! Ich weiß wohl, daß eine Vertheidigung, wenn sie wirksam sein soll, den Verbrecher und nicht das Verbrechen, die Personen und nicht die Sache in Schutz nehmen

muß. Mit dem Verbrecher hat man Mitleid, und das Gefühl siegt leicht über den Verstand, aber das abstrakte Verbrechen, die nackte verbotene Handlung entgeht unserem Unwillen niemals, denn wir sehen nur die Sache und nicht den Menschen, und für die Sache giebt es kein Mitgefühl. Alles dieses weiß ich wohl, und dennoch wage ich es, nicht mich, den Verbrecher, sondern meine Handlung, das Verbrechen selbst, in Schutz zu nehmen. Ich thue es, weil ich nicht Schonung, sondern Recht verlange, ich thue es, weil ich nicht zu bestechen, sondern zu überzeugen wünsche, und nicht auf ihr Gefühl, sondern auf ihren Verstand zu wirken strebe. Ob Sie mich hören würden? ich hoffe es kaum, doch gesagt muß es sein, und sollte ich es auch mir selbst nur sagen: das Duell ist kein Verbrechen. Die Gesetze aller zivilisirten Völker sprechen freilich anders, aber die Stimme der Natur hat auch stets ihm widersprochen, und wenn Gesetz und Natur mit einander im Kampfe liegen, so folge ich, ohne zu wählen, von selbst der Natur, und doch thue ich es blindlings nicht.

Lassen Sie uns doch einmal sehen, worin das Verbrecherische, das Ungeheure des Duelles eigentlich bestehe, das so furchtbare Strafe erheischt. Unsere Rechtslehrer sagen: das Duell ist eine Selbsthülfe, und diese ein Verbrechen, ein Eingriff in die Rechte des Staates. Daß das Duell eine Selbsthülfe ist, sage ich auch, aber die Selbsthülfe, sage ich weiter, ist ein natürliches, ursprüngliches Recht, ein Verbrechen ist sie nimmer. Alles Recht war ursprünglich Selbsthülfe, die Blutrache vertrat die Stelle der Kriminaljustiz, und das Zivilrecht, mehr oder weniger, Selbsthülfe war es auch. Erst als später die Staatshülfe sich herausgebildet, und die Selbsthülfe überflüssig gemacht, hat diese unvermerkt sich verloren, denn wo die Hülfe von selbst kommt, bedarf es der Selbsthülfe nicht.

Was würde jetzt auch der Verletzte wohl sagen, wenn man ihm zumuthete den Verbrecher mit eigener Hand zu richten? würde er nicht mit Unwillen ausrufen: wo sind denn eure Büttel und Henkersknechte? und doch gab es Zeiten, wo Pflicht und Ehre es erheischten, eigenhändig das Blut zu rächen, und die Unterlassung einen Schimpf, wo nicht ein Verbrechen bildete. So sehr haben sich also die Sitten geändert, seitdem die Staats-

hülfe die Selbsthülfe uns erspart. Die Selbsthülfe ist also weit entfernt, eine wilde erst zu bändigende Leidenschaft zu sein, die mit Lust geübt, nur unwillig sich beschränken läßt, und wird stets nur da hervortreten, wo ein anderes Aushülfs=Mittel fehlt. Es giebt aber viele moralische Verbrechen, wo zur Zeit mindestens die Staatshülfe nicht ausreicht, und hier tritt die Selbsthülfe in ihr natürliches Recht wieder ein. Die Ehrensachen bieten einen solchen Fall uns dar, und darum nur bleibt hier das Duell unbesiegbar. Die Geschichte des Duelles selbst liefert uns die Belege hiefür, und wir können dieselbe für uns sprechen lassen.

Die Geschichte nämlich sagt uns, daß es Zeiten gegeben, wo das Duell einen wesentlichen Bestandtheil der Procedur bildete, und die Stelle der Appellation und des Beweises vertrat. Fühlte man sich durch einen Urtheils=Spruch in seinem Rechte gekränkt, oder glaubte man durch eine Zeugen=Aussage die Wahrheit absichtlich entstellt, so griff man zum Schwerdt, und der Ausgang des Kampfes, der Erfolg des Duelles bildete die letzte Entscheidung des Rechts, das Endurtheil des Streites. Diese Sitte war so allein und so dringendes Bedürfniß, um die parteiischen und bestechlichen Richter und Zeugen im Zaume zu halten, daß, obwohl verschiedentlich abgeschafft, sie immer von Neuem wieder eingeführt werden mußte, und selbst Karl der Große sah zur Wiedereinführung dieses Gebrauches sich gezwungen. Wenn nun später dieses gerichtliche Duell allmählig und unvermerkt sich verloren, so daß wir jetzt die Zeit nicht einmal anzugeben wissen, in welcher es außer Gebrauch gekommen ist, so verdanken wir dies lediglich der verbesserten Justiz=Verfassung, welche der Partei Mittel in die Hände giebt, ein unbilliges Erkenntniß durch den höheren Richter kassiren zu lassen, und anderer Seits den falschen Zeugen zur Untersuchung und Bestrafung zu ziehen. Wer wollte auch jetzt Thor genug sein, ein ungünstiges Erkenntniß mit dem Schwerdte anzugreifen, und den Ausgang seines Prozesses von dem ungewissen Erfolge eines Duelles abhängig zu machen, da er sich mit der größten Leichtigkeit an die höheren Gerichte wenden, und da ein günstigeres Urtheil erstreiten kann, und wie sollte man ferner durch einen Kampf auf Tod und Leben ein falsches Zeugniß anzufechten

suchen, da man so viele Mittel besitzt, einen falschen Zeugen des Meineides zu überführen, und der verdienten Strafe zu überliefern.

Sie sehen also, meine Herren, daß selbst die Selbsthülfe des Duelles leicht zu verdrängen ist, wenn der Zweck desselben durch Staatsmittel erreicht werden kann. Warum wollen Sie nun in Ehren-Sachen gerade durch die Gewalt der Strafe unterdrücken, und es nicht vorziehen, die Mittel aufzusuchen, welche das Duell überflüssig und nutzlos machen könnten? Freilich fehlt es auch jetzt an einem gesetzlichen Schutz für Ehrensachen nicht, aber dieser Schutz ist durchaus unzureichend, und nichts weniger, als dem Bedürfnisse entsprechend. Schon die Natur unserer Strafgesetze, welche im Ganzen, und zwar mit Recht, ohne Ansehen der Person das Verbrechen bestrafen, und nur die Sache und nicht den Menschen im Auge haben, erscheint in Ehren-Sachen unnatürlich. Bei Körperverletzungen mag die Gleichheit vor dem Gesetze eine schöne und nothwendige Sache sein, denn die Integrität unseres Körpers hat im Ganzen für alle gleichen Werth, und das Leben, die Gesundheit und die Unversehrtheit sind auf der Wage des Rechtes von gleichem Gewichte, es gelte einem Tagelöhner oder einer hochgestellten Person, und so bestrafen wir die Beraubung des Lebens, die Verstümmelung des Körpers und die Zerstörung der Gesundheit ganz nach einem und demselben Maaßstabe für alle Personen. Auch die Vermögensverletzungen rechtfertigen im Ganzen eine gleiche Strafe, da das Geld im Ganzen einen gleichen Werth hat, wenn es auch dem Einen entbehrlicher, dem Anderen unentbehrlicher ist.

Die Natur der Ehre dagegen ist ganz anderer Art, und ihr Werth rein subjectiver Gestalt, dem Einen ist sie das höchste Gut, theurer als sein Leben, dem Anderen ist sie ein Nichts, ein Phantom, ein kranke Einbildung. Der Held stürzt sich auf ihren Ruf freudig in den Schlund des Todes, der Gelehrte und Künstler entsagt allen Freuden des Lebens und ergreift mit Vergnügen das Marterzeug des Ruhmes, spannt sich selbst auf die Folter, wenn nur am Ende der Qualen ein Schimmer von Ehre ihm entgegen leuchtet, während wieder der Schlemmer alle Ehre für eine gute Mahlzeit, der Wollüstling für eine schöne Nacht und der Spieler für eine Handvoll Geldes hin-

giebt. Wie wollen Sie nun den Werth der Ehre festsetzen, und eine angemessene Strafe auffinden. Selbst bei Leuten von Ehre ist der Begriff ein höchst verschiedener, und oft ganz entgegengesetzter Natur. Der Eine setzt seine Ehre im Sein, der Andere im Haben, ein Dritter im Werden, und ein Vierter wieder in allen Dreien. Betrachten Sie einmal diesen simplen, schmutzigen Kaufmann; er scheint für Ehre fast unempfänglich, er läßt sich schelten, mißhandeln, sobald er nur profitirt und seine Rechnung findet. Glauben Sie aber, daß dieser Mensch deshalb ohne Ehre ist? Nimmermehr. Man entziehe ihm nur seinen Kredit, verweigere ihm das Accept seiner Wechsel, und zwinge ihn zur Einstellung seiner Zahlung; und ich versichere Ihnen, der Mann überlebt diesen Schimpf nicht eine Nacht, und erhängt sich, wenn es sein muß, an seinen eigenen Haaren. Fragen Sie nach der Ursache, so ist die Antwort ganz einfach: Der Mann ist nichts, hat weder einen Charakter noch eine Würde, und seine Person ist ihm gleichgültig, dagegen übt er großen Einfluß durch sein Geld, er hat viel, und seine Ehre besteht in diesem Haben; nehmen Sie ihm dieses, so zerschneiden Sie ihm seinen Lebensfaden, und er kann länger nicht existiren. Wie verschieden dagegen ist jener Herr dort, welcher so stolz auf ihn herabsieht. Dieser Mann zählt mehr Schulden, als Haare, und empfängt mehr Mahnbriefe als Visitenkarten, die von ihm ausgestellten Wechsel könnten wohl geordnet ein ganzes Kartenspiel bilden, und dennoch empfindet er bei all dieser Schuldenlast keinen Druck, amüsirt sich bei der Verzweiflung seiner Gläubiger, und sein Stolz leidet nichts bei dem seltenen Mißkredit, in den er gesunken ist. Und doch werden Sie nicht zweifeln, daß der Herr viel Ehrgefühl besitzt, und daß die geringste Gefahr, seine Stellung zu verlieren, seines Charakters oder seiner Würde verlustig zu gehen, ihn in Verzweiflung bringen und sein Leben enden wird. Der Gedanke nichts zu sein, ist dem Manne unerträglich, und eine Kassation ist ihm tausendfach schrecklicher, als der entsetzlichste Tod. Der Kommentar hiezu ist leicht zu machen. Der Mann nimmt eine ansehnliche bürgerliche Stellung ein, und fühlt sich zu hoch, um auf den Besitz des Geldes großen Werth zu legen; die Achtung, welche ihm gezollt wird, gilt seiner Person und nicht seinem

Vermögen, er ist viel und hat wenig, und er vermag Alles durch das, was er ist. Seine Ehre besteht daher auch nur im Sein und nicht im Haben, verletzen Sie aber ihm sein Sein, so haben Sie ihm auch das Herz durchstoßen, und sein Leben erlischt mit seiner Person.

Diesen geschilderten beiden Männern ganz unähnlich wieder ist jener junge Mann mit dem unbärtigen Ansehen. Er ist Student, vielleicht auch nur Kadet, er ist noch nichts und hat auch nichts, aber er hofft viel zu werden, denn er traut sich viel Talent zu. Sie können ihn Schulden halber einsperren und er singt die fröhlichsten Lieder, Sie können ihn auch kassiren, relegiren, oder sonst fortjagen, und er wird heiteren Sinnes lustige Reisen antreten, denn in seinen Augen hat zur Zeit weder das Sein noch das Haben einen Werth. Dennoch würden Sie gewaltig irren, wenn Sie ihm kein Ehrgefühl zutrauen. Nennen Sie ihn einmal einen dummen Jungen, und er wird das Schwerdt nicht lange in der Scheide stecken lassen, und nicht eher abstehen, bis er seine Ehre blutig gerächt haben wird. Die Ehre des Habens und Seins giebt er gleichgültig preis, sie interessirt ihn nicht, aber die Ehre des Werdens ist ihm heilig, denn seine ganze Hoffnung ist auf das Werden basirt, ein dummer Junge aber kann nichts werden, und so haben Sie ihm mit diesem einzigen Worte seinen ganzen Himmel geraubt, was er nicht vergeben kann.

Sie sehen also, meine Herren, wie verschieden der Begriff der Ehre selbst bei Ehrenmännern ist, und doch giebt es auch wieder Leute, welche diese Verschiedenheit nicht kennen, und eben sowohl ihre Ehre auf das Sein als auf das Haben und Werden setzen. Wie wollen Sie nun für diese verschiedenen Begriffe der Ehre eine gleichmäßige Genugthuung finden? Aber angenommen, daß es Ihnen gelänge, diese scheinbare Unmöglichkeit möglich zu machen; wie wollen Sie bei dem gegenwärtigen Beweis-Verfahren die Beweis-Führung einer Ehren-Verletzung überall möglich machen? Thätliche Mißhandlungen, Kränkungen, durch Wort oder Schrift ausgesprochen, werden allerdings ebenso vollständig wie Körper- und Vermögens-Verletzungen zu richten sein, kann aber die Ehre eines Menschen nicht eben so empfindlich durch Geberde und Mienen, durch versteckte An-

spielungen und hingeworfene Bemerkungen, ja sogar durch bloße Unterlassungen von Handlungen schwer gekränkt werden? Wo sind hier die Mittel des äußeren Beweises, bei aller inneren moralischen Ueberzeugung? Nur der Beleidigte allein kann in solchen Fällen die innere Gewißheit empfinden und die Größe der Verletzung ermessen, und so müßte man billig es auch ihm überlassen, Genugthuung hiefür sich zu verschaffen.

Bemühen Sie sich daher, meine Herren, dem Beleidigten gesetzlich ausreichende Mittel für seine Genugthuung zu verschaffen, und lassen Sie mindestens, bis dieses Ihnen gelungen, das Duell unbestraft. In der That sehe ich auch nicht ein, wie Sie durch die bloße Macht der Strafgewalt das Duell zu unterdrücken gedenken, da derjenige, welcher die Ehre höher als das Leben schätzt, ebenso leicht den gesetzlichen Gefahren trotzen wird, als er die Gefahr des Todes verachtet. Nur wenn Sie die Mittel besäßen, den Duellanten an seiner Ehre zu strafen, und so den Zweck des Duelles zu vereiteln, nur dann dürften ihre Strafen sich wirksam zeigen. Wie wollen Sie aber dieses erlangen? um Leben, Freiheit, Vermögen können wir durch andere gebracht werden, um die Ehre aber können wir nur selbst uns bringen, genommen werden kann sie uns niemals. Ihre jetzigen Strafen werden daher stets zwecklos bleiben, und vergeblich werden Sie doch Ihre Strafen nicht verhängen wollen. Setzen wir aber auch den Fall: es gelänge Ihnen durch harte Strafen das Duell zu unterdrücken, werden Sie nicht auch hiemit zugleich das Gefühl der höheren Ehre und jede tiefere Kraft des inneren Bewußtseins vernichten? Und können Sie zu einem solchen Erfolge sich Glück wünschen? Jener Held, der sich mit seiner Feste lieber in die Luft sprengt, als sie Feindes-Hand übergiebt, jener Krieger, welcher mit aller Selbstvergessenheit den feindlichen Wall erstürmt, oder in die Reihen der Feinde bricht, was thut er anderes, als der Duellant? beide schlagen ihr Leben für ihre Ehre in die Schanze, und habt ihr erst den vermeintlichen Wahn der Duellanten geheilt, und das Hochgefühl in hausbackene Alltäglichkeit umwandelt, so werdet Ihr auch in der Stunde der Gefahr vergeblich euch nach Helden und Großthaten umsehen. Das Gefühl der Ehre ist nicht der Art, daß es sich an die Kette legen läßt, um zu bestimmten

Zeiten losgelassen zu werden, Ihr müßt ihm die freie Bewegung lassen, oder Ihr vernichtet es auf immer. Freilich kannten die Alten die Duelle nicht, und hatten doch ihre Helden; dieses ist jedoch nur eine Täuschung. Das Duell, diese geregelte Selbsthülfe, diese kontraktmäßige Gewalt, war ihnen allerdings fremd; aber jene verwilderte Selbsthülfe, die weder Regel noch Verabredung kennt, und nur Rache schnaubt, war ihnen um so bekannter. Man forderte den Gegner nicht, sondern machte ihn sogleich nieder, oder, was noch schlimmer ist, man suchte ihm heimlich beizukommen, und daher die vielen Gift- und Meuchelmorde und falschen Anklagen. Ja, diese heimlichen Morde sind vorzugsweise zu fürchten, falls nur das Duell und nicht zugleich das Ehrgefühl unterdrückt wird.

Die Geschichte erzählt uns, daß unter den Rittern auf Malta die Duelle einige Zeit abgeschafft waren, daß aber hierdurch die Meuchelmorde so überhand nahmen, daß man zur Wiedereinführung des Duelles sich genöthigt hat. Ein gleiches Resultat dürfte man aber auch jetzt erlangen, wenn man das Ehrgefühl aufrecht erhielte und dennoch das Duell abschaffte. Ich weiß wohl, daß bei unserem starken Bollwerk der Gesetze der Meuchelmord glücklicher Weise nicht durchbringen wird; aber es giebt auch Meuchelmorde, welche der Justiz nicht anheimfallen, und zwar sind dieses die gefährlichsten von allen, ich meine nämlich diejenigen, welche durch Verläumdungen ausgeübt werden, und den moralischen Tod stets zur Folge haben. Schon beim Weibe finden wir in Ermangelung anderer Schutzwehr jenen gefährlichen Gebrauch der Zunge, zu einem solchen verläumderischen Weibe werden wir aber nur zu bald den Mann erniedrigen, wenn wir ihm durch die Untersagung des Duelles entmannen und des offenen Muthes ihn berauben. Lassen Sie daher dem Manne den Gebrauch seines Armes, welcher von Natur zur Abwehr jeder Unbill ihm gegeben ist. Jedes Thier ist von Natur mit einer Vertheidigungs-Waffe versehen, durch welche er den Angriff abwehrt und rächt, dem Menschen ist die Waffe mit dem Arme gegeben, und berauben Sie ihm des Gebrauches desselben, so setzen Sie ihn unters Thier zurück.

Hier schloß der Franzose seine Rede, welche scheinbar einen lebhaften Eindruck hervorgebracht hatte. Die Geschworenen zogen

sich zurück und erklärten ihn nach einer halben Stunde für schuldig, worauf er dann zu einer namhaften Festungsstrafe verurtheilt wurde. Wie vom Donner gerührt hörte der Franzose diesen Ausspruch an, und entfernte sich sprachlos aus dem Saale.

Die Appellation.

Nach einiger Zeit wurde ich abermals veranlaßt dem Franzosen meine Dienste anzubieten, und ihn zur Appellation zu bewegen. Der Franzose, welcher tief bewegt mich empfing, bat mich um Verzeihung meinen praktischen Rathschlägen kein Gehör gegeben zu haben, und erklärte gegen das Urtheil appelliren zu wollen, wobei er auf meine Dienste rechne. Bei Allem dem, fuhr er fort, begreife ich indeß noch immer nicht, wie man in einem Lande, welches sich ein philosophisches nennt, wo die Philosophie in allen Fächern eine so angesehene Rolle spielt, daß man ohne sie durch kein Examen kommen kann, wie ich dieß bei meinem nun verewigten Freunde, dem unglücklichen und talentvollen Mediziner gesehen, wo endlich die kleinste Geringschätzung derselben für einen Verrath erachtet wird, und einen Kampf auf Tod und Leben herbeiführt, wie ich dieß selbst erfahren; daß in einem solchen Lande bei einer gerichtlichen Vertheidigung, so wenig auf philosophische Gründe gehört wird. Ich erwiederte ihm, daß das Recht geschichtlich sich gebildet habe, und daher auch das historische Element überwiegend sein müßte; überdieß ist der Richter durch den Buchstaben der Gesetze gebunden, und es steht ihm nicht zu, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen, auf die Gesetzgebung könnte freilich die Philosophie mehr Einfluß ausüben, dazu ist aber die unserige zu wenig historisch und praktisch gebildet.

Lassen Sie uns von dem leidigen Thema der Philosophie abbrechen, sagte der Franzose, und sagen Sie mir lieber, wie Sie mich in dieser zweiten Instanz auf praktischem Wege zu vertheidigen gedenken.

Ganz einfach, erwiederte ich. Ich gebe zu, daß jedes Duell nach den Regeln vom Morde beurtheilt werden müsse, behaupte aber, daß Alles, was die Strafe des Mordes mildert, auch beim Duelle einen Milderungs-Grund abgebe, nun wird aber der

vollendete und versuchte Mord äußerst mild bestraft, wenn er mit dem Einverständnisse des zu Mordenden vorgenommen worden ist, und so muß auch beim Duelle, wo dieses Einverständniß niemals fehlt, die Strafe eine sehr gelinde sein, zumal rücksichts des Geforderten, welcher nicht nur mit Bewilligung des anderen Theiles handelt, sondern auch von ihm moralisch gezwungen wird.

Die Strafe des vollendeten und versuchten Mordes wird überdieß auch dann sehr gemildert, wenn die Absicht nicht ausschließlich und vorzüglich auf Tödtung gerichtet war, und dieses war doch bei dem stattgehabten Duelle gewiß der Fall, was eigentlich nur ein Kuriosum gewesen.

Diese Gründe leuchteten dem Franzosen sehr wohl ein, und fanden auch bei dem Gerichte später Eingang, so daß die Strafe außerordentlich gemildert wurde.

Hocherfreut beeilte ich mich das gewonnene Resultat meinem Schützling mitzutheilen, und derselbe erklärte mir unter vieler Danksagung, daß er fortan seinen hiesigen Aufenthalt dazu anwenden wolle, das praktisch historische Recht genau kennen zu lernen, und fernerhin sich nicht mit bloßen Philosophemen beschäftigen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Promenaden.

Eine philosophische Betrachtung.

Es giebt viele Dinge, welche Städte und Länder so scharf markiren, und ihnen eine solche ausgeprägte Physiognomie ertheilen, daß der Sach- und Lebenskundige, ohne ein Lavater zu sein, schon beim ersten Anblicke den ganzen Charakter der Bewohner und den Geist des Landes aus diesen Merkzeichen genau erkennen kann. Schon die hölzernen Wegweiser sagen uns, je nachdem sie mit oder ohne Christusbilder sind, ob wir in einer katholischen oder protestantischen Gegend uns befinden, und die Zahl der Straßen-Heiligen mit ihrem sparsamen oder reichlicheren Lampenlichte giebt uns sogar einen Gradmesser für die Größe der Frömmigkeit. Andererseits belehrt uns wieder der Feld- und Straßenbau über die Industrie des Landes, und die Chaussee-, Zoll- und Steuerhäuser lassen uns tiefe Blicke in das Innere der Administration thun. Selbst über den Stand der Aristokratie werden wir durch Zahl und Ansehen der Burgen und Schlösser unterrichtet, und wenn die Bedeutsamkeit der österreichischen Aristokratie gleich beim Eintritte in Böhmen durch die malerisch schön und zahlreich angelegten Schlösser von den Gipfeln der hohen Berge, mit den Stadt und Dorfbewohnern zu ihren Füßen, majestätisch sich uns präsentirt, so offenbaren uns die großartigen Parks mit ihren glänzenden Pallästen nicht minder die Hoheit der englischen Noblesse, sobald wir in die Themse einlaufen, und den Londoner Ufern uns nähern. Kommen wir aber erst in eine Stadt, so finden wir vollends in ihrer äußeren Erscheinung vollen Aufschluß über ihren Inhalt, und die Chronik derselben liegt gleichsam aufgeschlagen uns vor. Wer wird bei den unzähligen Thürmen Roms und dem ewigen Glockengeläute das geistliche Regiment nicht sofort erkennen? Noch bezeichnender aber sind andererseits die krummen und engen Straßen von Altlondon, Hamburg, Leipzig, Breslau u. s. w. für

den Handelsgeist dieser Städte, wo nicht nur die Menschen, sondern schon die verengten Wege uns anhalten und in den Kaufladen zu treten zwingen.

Nur die Promenaden allein scheinen eine Ausnahme zu machen, und man wird in der Regel in ihnen kein Stück Landesphysiognomie oder Konterfei des Weichbildes einer Stadt suchen. Auf dem Kontinente mindestens gehören sie so sehr zum Bedürfnisse des Lebens, daß sie wie Luft und Wasser überall anzutreffen sind, und weder in der Religion noch in der Politik wurzeln. Dem katholischen Prater kann man mit gutem Gewissen den protestantischen Thiergarten Berlins als Zwillingsbruder an die Seite setzen, und die fürstlichen Promenaden Hannovers werden gewiß die demokratisch bürgerlichen Bremens als ebenbürtig anerkennen. Der abstrakte Philosoph wird freilich uns vorzudemonstriren nicht unterlassen, daß die Promenaden zum müssigen Leben gehören, und ein Attribut der Residenz sind, wo sie auch vorzugsweise angetroffen werden; er wird sogar aus der Geschichte uns nachweisen, daß die meisten Promenaden ursprünglich nur den fürstlichen Schloßgarten bildeten, wie auch noch heutigen Tages auf den Dörfern ein jeder Edelmann einen solchen besitzt; setzen wir indeß unsern Philosophen auf den Postwagen, und führen ihn nach den schönen Promenaden der deutschen Handelsstädte: nach Leipzig, Bremen, Breslau u. s. w., so wird er sicherlich seine Philosophie ruhig in die Tasche stecken.

Ansprechender werden wir indeß schon diese philosophische Betrachtungsweise finden, wenn wir das Charakteristische in der Art der Promenaden-Anlagen ins Auge fassen. Hier muß es uns auffallend erscheinen, daß in den Handelsstädten die Promenaden rings um die Stadt sich ziehen, und allen Stadttheilen gleich zugänglich sind, so in Leipzig, Bremen, Breslau u. s. w., während die Promenaden der Residenz stets in der Nähe des Pallastes sich befinden, und allerdings an einen Hofpark und Schloßgarten erinnern. Eine Bemerkung, die von den weltberühmten Tuillerien bis zur Dresdener Terrasse sich erstreckt, und selbst in Berlin ihre Bestätigung erhält, wo die Linden ebenfalls in der Nähe des Pallastes beginnen und die in dem Thiergarten ihnen gegebene Fortsetzung nur den vornehmeren

Stadttheil begränzt. Nur Prag, dieses historische Mosaik, welches vormals eine Residenz gewesen, gegenwärtig aber eine Handelsstadt bildet, huldigt beiden Prinzipien, und hat sowohl in der Nähe des berühmten Hradschin seinen Schloßgarten, als seine vortrefflichen Bürger-Promenaden in den schönen Spaziergängen des Walles und der Wimerschen Anlagen am Roßthore. Verlassen wir aber erst den Continent und landen an den Ufern Brittanniens, wo die Verhältnisse des Lebens in ihrer alterthümlichen Gestalt sich rein erhalten haben, so werden wir die Anschauungsweise unseres Philosophen sehr begründet finden, und unsern antiphilosophischen Vorwitz wohl bereuen, denn hier weiß das industrielle Bürgerthum durchaus nichts von Promenaden, und kennt blos Geschäftsgänge, aber keine Spaziergänge. Vergebens werden wir daher selbst in großen Städten eine Promenade suchen, während die Landsitze der Aristokratie ihre Parks niemals entbehren. London, die Residenz allein hat in seinen großartigen Parks eine Art Promenade aufzuweisen, aber auch hier ist es nicht das eigenthümliche London, die Handelsstadt der Welt, die alt berühmte City, sondern nur das vornehmere Westende, und auch hier wiederum nur der spezielle Theil, wo die königl. Palläste und die Sitze der Aristokratie sich finden. Die Parks sind eigentliche Hofparks und gehören der Noblesse und nicht der Handelsstadt an.

Weit mehr aber noch als die geographische Lage bekunden die inneren Anlagen dieser Parks ihren hoch aristokratischen Charakter. Wenn wir auf dem Continent von einer Promenade sprechen, so denken wir uns hauptsächlich eine von Fußgängen durchschnittene öffentliche Anlage dabei, wo allenfalls nebenher geritten und gefahren werden kann, das Promeniren aber die Hauptsache bildet. Ja, unsere Anlagen sind und bleiben ihrer Wesenheit nach selbst dann eine Promenade, wenn auch Kutschengerassel und Pferdegetrappel die dumpfen Menschentritte übertönt, denn das Gehen, diese wahre volksthümliche Bewegung, bildet hier das eigentliche Vergnügen, und die öffentlichen Garten-Anlagen sind im Ganzen und Großen für das Fußvolk und nicht für die fahrenden und reitenden Ritter gemacht. Man kann daher auch alle unsere Promenaden füglich Volksgärten nennen, wenn sie auch vielfach Schloßgärten sind oder andere

Namen führen, denn selbst die Schloßherren verschmähen bei uns das Spaziergehen nicht, und ein Spaziergänger ist immer ein Fuß- und Volksmann, wenn er auch einem vornehmeren Stande und höheren Range angehört; nur sitzend zu Pferde oder zu Wagen ragt man über das Volk hinaus, sobald man aber geht, geräth man unters Volk und schließt sich der Masse an. Es kann daher auch bei uns von einer Aristokratie nicht die Rede sein, da die seinsollenden Aristokraten sich selbst unter das Volk mischen, und nur Bosheit ist es, bei uns von Aristokraten-Hochmuth zu sprechen.

Ein ganz anderes Bewandniß hat es dagegen mit den englischen oder richtiger Londner Parks. Diese sind nur für Kavalkaden- und Kutschen-Karavanen eingerichtet, und die schönen Baum-Alleen bilden hier nur Fahr- und Reitwege für das stolz einher trabende höhere Publikum, während für die langsam sich bewegende Fußmasse durchaus nicht gesorgt ist. Zwar finden sich neben den schönen Fahr- und Reitwegen großartige herrliche Wiesen- und Weideplätze, diese sind aber nur für das Rind- und Schaaf-Vieh da, welches Herdenweise hier aufgetrieben ist; eigentliche Fußgänge giebt es nur wenige und der Fußgänger läuft Gefahr unter die Hufen der Rosse zu gelangen. Namentlich ist dieses im Hydepark der Fall, wo die Roßbändiger und Pferdebezwinger ihr Wesen im Großen treiben, und so wird auch hier nicht blos aus politischen Gründen, sondern auch aus polizeilichen Rücksichten das Fußvolk durch eiserne Barieren von jeder Berührung mit der Noblesse förmlich abgesperrt. Hier könnte daher auch der Gaffsüchtige sicheren Fußes sein gieriges Auge ungestört an dem Glanze und dem Reichthume der vornehmen Welt sich weiden, wenn nicht der auf den Fußwegen ellenhohe aufgeführte unzerstoßene Kieß die Füße wund bohrte, und furchtbare Rache an diejenigen nehme, welche sich erfrechen, in aufrechter Haltung stehend die vornehme Welt bei sich vorüber ziehen zu lassen. Nothgedrungen muß man daher beim Anblicke dieser englischen Herrlichkeiten zur Erde sich werfen, wozu auch die schönen Rasenplätze in der Nähe freundlichst einladen, und so kann man nur fußfällig, von der Erde aus, seine Blicke zu den hohen Gittern der Parks empor richten. Dem Fremden kommen zwar diese Erdlager Anfangs als eine

englische Freiheit vor, da auf dem Kontinente das Eintreten des Rasens an vielen Orten mit Polizei-Strafen belegt ist, in der Wirklichkeit aber ist diese englische Freiheit eine solche, welche man hier mit den Thieren gemein hat, die rings um die Lagerstätte weiden, und oft auch Miene machen mit ihren Hufen oder Hörnern den Eingriff in ihre Rechte zu rächen. Bald hätte ich jedoch zu erwähnen vergessen, daß hinter diesen Parks auch eine große Garten-Anlage zum Promeniren sich findet, dieser Garten ist indeß kein Volksgarten, sondern ist und heißt ein Königsgarten, der bei seiner weiten Entfernung von der Stadt in der Regel nur von der Noblesse der Parks besucht wird, um die durch wildes Fahren und Reiten verrenkten und verschobenen Glieder durch eine kleine Fußpromenade wieder gerade zu legen, und dann bald wieder zu Wagen oder zu Pferde eiligst davon zu jagen.

Wahre, eigentliche Promenaden kennt man also in dem industriellen England nicht, und selbst der Sprache sind die Worte: Promenade und promeniren ganz fremd geblieben; denn dieses Maschinen-Volk gleicht ganz seinen großen Maschinen-Rädern, welche an Wochen- und Werktagen in einem ewigen Treiben dahin schnurren, und an Sonn- und Festtagen wohl still ausruhen, aber nicht ausgehen, die Müssigkeit wird daher thätig nur von der Aristokratie betrieben. Ja, wäre dieses aristokratische Element in den englischen Parks nicht vorherrschend, so müßte man sie eigentlich Thiergarten nennen, da die darin verweilenden Menschen nur eine kleine Zugabe bilden. Wahrscheinlich schwebten auch dem Gründer des Berliner Parks die englischen Parks vor Augen, als er diese Anlage „Thiergarten" benannte; und zwar scheint er mit seinen Gedanken so sehr in England vertieft gewesen zu sein, daß er zu Hause darüber die Thiere vergessen, und so einen thierlosen Thiergarten, eine deutsche Volkspromenade geschaffen hat.

Aber nicht blos das aristokratische Element im Allgemeinen tritt uns in den englischen Parks entgegen, sondern wir erkennen auch in ihnen den ganzen Gliederbau des Staates, und die Parks mit ihrer nächsten Umgebung bilden ein leibhaftes englisches Staatsrecht.

Betrachten wir zuvörderst die Lage des Parks etwas genauer, so finden wir bald, daß wir hier keine Schloß- sondern Hofparks vor uns haben, denn diese Parks schließen sich eben so sehr an die Hinterseiten der vielbesuchten altadligen Palläste, als an die Hinterseiten der Königlichen Schlösser an, und die englische Aristokratie hat gemeinschaftlich mit den Königlichen Hoheiten diese großen Ausruhungs-Orte hinter ihrem Rücken. Dieses muß uns aber sogleich überzeugen, daß alle Macht Altenglands von der Aristokratie mit der Krone getheilt wird und dieses bildet den Hauptschlüssel zur englischen Verfassung. Thun wir aber einige Blicke weiter, sehen wir über den Park hinaus, so finden wir auch den großen Einfluß des müssigen Bürgerstandes, und den gewaltigen Damm welchen er der Aristokratie gezogen. So sehen wir rechts die meilenlange gewerb- und handelsreiche Oxford-Straße längst des Hydeparks sich hinziehen, und links des Parks die nicht minder großartige Straße Picadilli, welche beiden Straßen die eisernen Riesenarme des titanischen bürgerlichen Londons bilden, mit denen es die Krone und die Aristokratie des Hydeparks umschlingt und festhält; und so groß auch das Karossen-Gerassel im Innern des Parks ist, so wird es doch draußen auf den Straßen tausendfach übertönt, durch das donnernde Getöse der Omnibus, der Kutschen, der Cabins und der unzähligen Fracht- und Fuhrmanns-Wagen. Wehe dem Ritter, welcher aus dem engen Kreise des Parks muthwillig und unbesonnen hinaus tummelt, er wird sicherlich bald zu Grunde gefahren werden.

Hier haben wir also ein lebendiges Bild von den Verhältnissen der englischen Stände zu einander und zur Krone, und ein getreueres, als die gelehrtesten Werke und Commentare des englischen Staatsrechtes uns bieten können. Wahrlich man kann in England besser auf den Straßen und den Promenaden studiren, als zu Hause in seinen Büchern, und daher mag es auch kommen, daß so viel hier auf offener Straße gelehrt und geprebigt wird, da auf diesen überall die großen Bücher vom Staate mit Riesen-Lettern aufgeschlagen liegen.

Englische Abgeschlossenheit.

Eine Charakterzeichnung.

Isolirt, abgeschlossen und schwer zugänglich wie sein Land ist auch der Charakter und das Wesen der Engländer; denn derselbe trägt nicht blos die Livré seines Landes, welchem er dient, sondern ist ganz mit demselben identifizirt, und bildet den wesentlichsten Kern, das innerste Ich desselben, seine Natur ist weit mehr die einer Insel, als die eines bloßen Insulaners.

Am stärksten findet sich aber diese Abgeschlossenheit jener Inselnatur in der Häuslichkeit der Engländer ausgeprägt, und während bei uns die großen pallastartigen Häuser, durch eine von der Dachstube bis zur Kellerwohnung abgestufte, gemischte Bevölkerung bewohnt, ein Bild des Kontinents im Miniatür gewähren, so bildet hier ein jedes Haus ein Kleinengland für sich; denn nur allein bewohnt der Engländer sein Haus, dessen Thüre stets verschlossen und das überdieß mit einem eisernen Gitter oder steinernen Mauer umgeben ist, so daß es ganz die Gestalt eines Kastells annimmt, weshalb auch jeder Engländer sein Haus sein Kastell nennt. Dieses Kastell ist aber nicht nur von ihm bewohnt, sondern, so zu sagen, ganz mit ihm verwachsen, und wie der Ritter in den Tagen des Kampfes nie seine Rüstung ablegt, damit man ihm nicht zu Leibe komme, so steckt der Engländer stets in seinem Kastell, was ihm sein Panzer ist. Er geht damit zu Bette, steht damit auf, fährt damit aus und reist damit um die Welt, denn sein Bett ist ein verschlossener Pavillon und nur eine andere Art Kastell, sein Wagen ein auf Rädern gesetztes verschlossenes Häuschen, ein rollendes Kastell. Nicht blos jene Land- und Wagen-Kajüten, die sogenannten Cabins, welche unsere Fiaker und Droschken vertreten, haben Form und Gestalt eines Ka-

stells, sondern auch ihre Kutschen und Omnibus sind ringsum verschlossene Wagen, und wer das Freie und Offene liebt, muß wie bei Schiffen auf das Verdeck sich begeben, d. h. hinaus auf das Dach des Wagens sich placiren. Außer diesem sichtbaren Kastell führt noch der Engländer sein unsichtbares Kastell mit sich herum, wie der Theolog seine unsichtbare Kirche. Man irrt, wenn man je den Engländer frei und offen glaubt, sein ganzes inneres Wesen findet sich ewig unter Verschluß, wenn auch sein Antlitz noch so offen erscheint, denn die Sprache, welche allein unser Inneres erschließt, kommt bei ihm selten in Gebrauch, und ist endlich der große Wurf gelungen, den Mund ihm zu öffnen, so schließt sein ewiges Ja (yes) gleich einer Fallthür auf lange Zeit das Gespräch bald wieder. Ueberdieß ist sein Gesicht in der Regel gar nicht offen, und bildet gleichsam ein Visir von Fleisch und Blut, so daß ich niemals einsehen konnte, weshalb die englischen Damen bei ihren an sich verschlossenen Gesichtern der künstlichen Verschleirung noch sich so allgemein bedienen. Dieses abgeschlossene und verschlossene Wesen charakterisirt aber nicht blos die Person des Engländers und das damit zusammenhängende Privat-Leben, sondern auch alle sozialen und staatlichen Verhältnisse. Nur aus dieser abgeschlossenen Inselnatur läßt es sich erklären, warum so wenig fremde Sitten und Ideen hier Eingang gefunden, und das Ausländische so allen Anklang entbehrt, daß selbst ein englisches Geisteswerk im Auslande gedruckt hier keinen Absatz findet; selbst das strenge Absperrungs-System der Verwaltung, welches allen fremden Produkten und Fabrikaten den Eingang verbietet, ist mehr eine im Wesen des Engländers liegende Maxime, als eine weise berechnete Staats-Maaßregel. Bei allem diesem hat die englische Abgeschlossenheit auch ihre tief politischen äußern Gründe. Dem Ausländer gegenüber mag freilich diese konsequente Absperrung als eine halbe Verrücktheit erscheinen, und daher auch der allgemeine Glaube von dem Spleen der Engländer. Ja, manche sind sogar geneigt, den Engländer als ein in seinem eigenen Hause gefangenen Menschen sich zu denken, der sein eigener Wächter und Schließer ist, und ganz England kommt ihnen als ein Tollhaus vor, wo die Verrückten sich selbst an die Kette legen.

Einer solchen übermüthigen Lebens-Auffassung dürfte es indeß nicht besser ergehen, als dem weiland hochmüthigen Tarquinius dem verrückten Brutus gegenüber. Wahrlich, diese scheinbar Verrückten haben nicht nur den ganzen Reichthum der Welt in ihrer Tasche, sondern auch die ganze Freiheit der Erde, und allen Verstand obendrein. Ihr uns widersinnig scheinendes Absperrungs-System dient ihnen nur dazu, Andere abzusperren, aber nicht einzusperren, und nur die Ausschließung Anderer ist es, was ihr sich Einschließen bezweckt; denn der Engländer ist bei all seiner Ab- und Eingeschlossenheit wahrlich kein Gefangener, und er ist mehr auf der Straße, als in seinem Hause, mehr im Auslande, als in der Heimath; wenn er hierbei überall sein Haus mit sich herumträgt, so geschieht dies nur, um überall zu Hause zu sein, denn sein Haus ist sein Palladium, und er nennt deshalb auch das Parlament, das Höchste, was er besitzt, schlechthin sein Haus. Ein Fremder dürfte freilich, wenn er in die Haut eines Engländers gesteckt würde, wie eine Schnecke sich vorkommen, aber der Engländer, als Insulaner, befindet sich sehr komfortabel dabei, so mobil wie der Fisch in seinem Meer. Darum weiß er auch so wenig von dem, was wir ausgehen und promeniren nennen, er geht nur aus, um etwas zu holen, und selbst wenn er eine Reise um die Welt macht, ist sein letzter Zweck immer, etwas nach Hause mitzubringen, und nur darum, weil er in der Kunst des Holens und Mitbringens eine solche große Meisterschaft besitzt, sehen wir ihn so viel auf Reisen. Man kann füglich die Engländer das Ameisen-Volk der Welt nennen, welches alle Schätze der Erde auf seine Insel einholt und zusammenschleppt. Wie sehr übrigens die Engländer ihr häusliches Wesen, oder richtiger ihre Hausmacht zu würdigen wissen, beweist die Eifersucht, mit welcher sie dieselbe bewachen, und wie wenig sie dieselbe den Fremden gönnen. So sehr sie auch selbst die Komfortabilität der Häuslichkeit lieben, so wenig lassen sie den Fremden hieran Theil nehmen, und der Reisende findet in den englischen Gasthöfen durchaus nichts von der Komfortabilität; das Zimmer, welches ihm eingeräumt wird, bildet nur eine Art Schlafkammer, bet-room, was zum Aufenthalte durchaus nicht geeignet ist, und der Fremde wird hierdurch gewaltsam in das Gesellschaftszimmer getrieben, wo alle

Fremden zusammen eingepfercht werden, oder er muß ausgehen und sich in den Straßen umhertreiben.

Von den eigentlichen Penaten des englischen Hauslebens bleibt daher der Fremde ganz ausgeschlossen, und er ist gezwungen auf fremden Boden sein ausländisches Kontinentalleben fortzusetzen. Noch schroffer tritt dieß in der Administration hervor, wo sie aller Welt die Handels-Freiheit über Alles anpreisen, während sie sich selbst in allen Zweigen des Verkehrs immer mehr absperren, und ihr Prohibitiv-System, als ein unantastbares Heiligthum verehren. Ueberhaupt ist die ganze Tendenz der englischen Politik, überall die Thüren offen zu finden, während sie die ihrigen fest verschlossen halten. Ihr politischer Glaube ist keine christliche Propaganda, welche gern Proselyten macht, sondern ein palästinischer Mosaismus, welcher seinen allein selig machenden Jehova für sich behält und die Bekehrung Fremder nur da duldet, wenn die Bekehrten seine Wasserträger und Holzhauer zu werden sich entschließen.

Wahrlich dieses Inselvolk dürfte weit richtiger ein Hausvolk genannt werden, aber ein solches, welches die ganze Welt zu seinem Hause zu machen strebt.

Lebens-Beschreibung des Verfassers.

Nach der Erzählung meiner Eltern soll ich im Jahre 1803 geboren, und furchtbar schreiend und lärmend zur Welt gekommen sein. Weshalb ich so unwillig an das Licht getreten, weiß ich nicht mehr. Möglich, daß ich, wie eine jüdische Fabel sagt, beim Eintritte ins Leben alle meine künftigen Schicksale vorher gesehen und darüber so schrecklich mich entsetzt habe; es kann indeß auch sein, daß die damalige Gewaltherrschaft Bonapartes mich im Mutterleibe schon empörte. Man wußte indeß, wie andere Kinder mich einzulullen und zu stillen, und ich saugte bald mit der deutschen Mutter-Milch auch deutsche Geduld und Gehorsam ein. Als ich aber nach acht Tagen meiner Geburt durch Beschneidung aus einem Menschen in einen Juden umwandelt worden bin, erhob ich von Neuem einen entsetzlichen Lärm, denn ich fühlte wohl, daß mit dem Abschneiden der Vorhaut auch jedes künftige Lebensglück mir abgeschnitten ward; doch es geschah, was ich zu verhindern nicht vermochte, und ich wurde Jude wider meinen Willen. Dieses war das größte Unglück, welches mir widerfahren konnte, und alle meine späteren traurigen Schicksale reihten sich wie eine Korallen-Schnur an diesen ersten Knoten meines Lebensfadens. Es wäre mir indeß fast gelungen, allen späteren Lebens-Dornen aus dem Wege zu gehen, indem ich nahe daran war, mich zu verbluten; allein ein anderer B a r t h o l d S c h w a r z hat schon vor grauen Zeiten ein Pulver entgegengesetzter Art erfunden, welches eben so wirksam jeden Tropfen Menschenblut rettet, als das später entdeckte das Vergießen von Menschenblut beförderte, und so wurde ich durch jenes blutstillende Pulver zu meinem Leidwesen am Leben erhalten. Ich habe schon oft darüber nachgedacht,

welches dieser beiden Pulver mehr Unheil angerichtet, das, welches Menschenblut vergießt, oder das, welches Judenblut erhält, und kam es mir hiebei vor, als wäre das Uebergewicht auf Seiten des letzteren. Ich wenigstens kann mir kein größeres Unglück denken, als daß ein Mensch schon Acht Tage nach seiner Geburt aus einem Wohlgebornen ein verstümmeltes und verfluchtes Wesen wird. Für mich hätte indeß das Judenschicksal minder hart werden können, da meine Eltern und deren Vorfahren schon zu jener Zeit alle christlichen Rechte genossen, und die einzigen Juden Schlesiens waren, welchen Bürgerrecht verliehen war, überdieß gehörte ich den reichsten und angesehnsten Familien an, und hatte eine freundliche Zukunft zu erwarten. Ein Umstand vereitelte jedoch alle Früchte, welche aus diesen Verhältnissen mir erwachsen konnten. Meine Eltern waren so unglücklich, keinen Knaben am Leben zu erhalten, und zehn männliche Kinder vor mir waren ihnen gestorben, und so wurde ich, um die zürnende Gottheit zu versöhnen, zum Opfer gebracht, und schon in der Wiege der Theologie gewidmet, und für den Stand der Rabbinen bestimmt. Ich sträubte mich hiegegen in meiner kleinen Wiege, und zappelte mit Händen und Füßen; doch man ließ mich zappeln und wiegte mich in den Schlaf ein, aus welchem ich erst im reiferen Alter erwachte. Schon in meinem sechsten Jahre wurde ich zum Unterrichte im Talmud den Rabbinen anvertraut, welche ein großes Licht für Israel aus mir zu ziehen versprachen. Meine Freude, ein Talmud-Schüler geworden zu sein, war überaus groß, und läßt sich nicht beschreiben. Schon das große Folianten-Format des Talmuds flößte mir eine hohe Meinung von mir ein, und ich sah mit Geringschätzung auf meine Spielkameraden, welche mit kleinen ABC-Büchern, oder, wenn es hoch kam, mit einer Quartbibel nach der Schule gingen, während ich meinen riesenhaften Talmud schulterte. Kam es aber erst zur Schlägerei, so konnte vollends der Triumph mir nicht ausbleiben, denn mit meinem gewaltigen Folianten trieb ich die ganze Schuljugend vor mir her, die mir mit ihren kleinen Büchern nicht widerstehen konnte. Was aber ganz besonders meine Eitelkeit rege machte, war das hohe Ansehen der Talmud-Schüler, bei denen der Stock nicht das Regiment führte, während es bei den Bibel-Schülern ewig

Prügel regnete. Konnten aber meine Kameraden nicht auch Talmud-Schüler werden? Nein, das konnten sie durchaus nicht, wenn sie auch viel älter an Jahren waren; denn der Talmud läßt sich nicht, wie ein lateinischer Klassiker, bei einigem Fleiß mit Hülfe der Grammatik und des Wörterbuches übersetzen, was auch der Unfähigste vermag, sondern er erfordert eigene Anlagen und seltenen Fleiß. Wie Räthsel oft leichter von begabten Kindern, als von vielen Erwachsenen gelöst werden: so läßt sich auch der Talmud viel leichter von einem befähigten Kinde, als von dem mittelmäßigen Kopfe eines Großen begreifen. In der That besteht auch das ganze Studium des Talmuds in einem ewigen Räthsellösen, und einer fortwährenden Entzifferung. Hier giebt es weder Interpunctation noch Vokale, und sowohl die Betonung der Konsonanten, als die Modelirung der Sätze muß aus dem Zusammenhange errathen werden. Hiezu kommt noch die eigene dialogische Form, die großen Theils in Fragen und Antworten besteht, oder in die Manier einer Disputation hinausläuft. Der Schüler erhält oft nur die Frage mitgetheilt, und muß die Antwort selbst errathen, oder, was noch schwieriger ist, er wird mit den Thesen des einen Disputanten bekannt gemacht, und muß die Einwürfe des Gegners selbst auffinden. Ueberhaupt läuft der ganze Talmud-Unterricht darauf hinaus, eigene Gedanken zu erzeugen und Selbstdenker zu bilden; sobald dieser Zweck erreicht ist, wird man sich selbst überlassen, und zur weiteren Ausbildung nach der Universität geschickt. Zu einem tüchtigen Selbstdenken aber sind bekanntlich Wenige nur berufen, und daher ist es eine besondere Auszeichnung, ein Talmud-Schüler zu sein, und die Achtung ist nicht gering, welche selbst erwachsene Leute einem befähigten rabbinischen Knaben schon in seinem zartesten Alter zollen.

Nicht wenig wurde auch meine kindliche Eitelkeit durch das vielfache öffentliche Auftreten geweckt. Bei allen feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Gastmälern u. s. w. mußte ich öffentlich auftreten, und meine rabbinischen Künste produziren, welche in rabbinischen Vorträgen bestanden, und wobei mir ein Stuhl oder eine Bank als Bühne diente. Auch die vielfachen Prüfungen, welche alle Sonn- und Festtage in

den Behausungen der verschiedenen Gelehrten des Ortes stattfanden, und die immer mit Beschenkungen endigten, waren für mich eine Aufmunterung, und mein Triumph war nicht gering, wenn ich doppelt so viel Aepfel und Nüsse davon trug, als meine Kameraden. Der Gelehrte fühlte überdieß sich geschmeichelt, wenn man ihm mit solchen Besuchen aufwartete, wenn auch der Knabe der ärmsten Klasse angehörte.

Mehr aber noch, als meine geistige Superiorität, erzeugte meine physische Kraft schon früh in mir ein Selbstgefühl und sich Bewußtsein. Ich war der stärkste Knabe des Ortes, und bildete den Vorkämpfer bei allen Schlägereien, und wurde auch vielfach zum Anführer gewählt, obschon ich sehr friedlicher Natur war, und nur bei der Rüge eines Unrechtes gewaltig darein schlug. Dieser persönliche Muth kontrastirte indeß sehr mit meinem rabbinischen Character; denn wenn der Jude im Allgemeinen ein Hasenfuß ist, so ist der Rabbiner wahrhaft des Hasen Herz zu nennen, das nur zittern kann, aber nicht sich zu bewegen vermag. Man pflegt zu sagen, daß ein Rabiner ein Hase mit Doppelfüßen ist, ich bin aber überzeugt, daß ein Rabbiner, wenn er auch tausend Füße besäße, noch immer nicht einmal den Muth zu entlaufen hätte. Daß ich von dieser Feigheit nicht angesteckt worden bin, verdankte ich meiner christlichen Erziehung. Mein Vater schon lebte von Kindesbeinen an, ausschließlich unter Christen, und hatte mit Ausschluß seiner jüdischen Frömmigkeit nichts vom jüdischen Character, ich war daher stets von einer christlichen Jugend umgeben, und wurde auch privatim von christlichen Lehrern unterrichtet. Das rabbinische Wesen war etwas in mich Hineingetragenes, ein jüdisches Pfropfreis auf christlichem Stamm. Meine Spiele und Ergötzlichkeiten waren christlicher Art: Garten-Cultur, Blumen-Pflege machten meine Erholungen aus, Hunde und Pferde bildeten meine Liebhabereien, und ich tummelte mich eben so muthig auf polnischen Rossen umher, wie auf meinem rabbinischen Steckenpferde, und zerrte mit meinen Hunden mich eben so eifrig herum, wie mit zottigen polnischen Rabbinern. Diese Doppelnatur von Mönchs- und Ritterwesen erlitt indeß einen Stoß, als ich in meinem 13ten Jahre nach einer jüdischen Universität einer polnischen Judenstadt geschickt wurde. Abgeschnitten von allem

christlichen Umgange ekelte mich Anfangs das polnische Rabbinerwesen an, doch die große Genugthuung, welche meine kindische Eitelkeit erhielt, söhnte mich leider nur zu sehr mit demselben aus. Habe ich in der Heimath blos über Knaben triumphirt, so sah ich hier viele gereifte Jünglinge mir untergeben, die theils meine überlegene rabbinische Fechterkünste, theils die Splendidität meines Geldbeutels mir ergeben machten. Das jüdische Studentenleben gleicht übrigens, das Duell abgerechnet, ganz dem christlichen, da der ganze Himmel voller Geigen ewig zum lustigen Tanze aufzuspielen scheint, und so vergaß ich bald meinen früheren christlichen Umgang. Bald wurden Füchse geprellt, Kommerze gehalten, bald wieder Kneipereien veranstaltet, und lustige Streiche in Unzahl ausgeführt, und so ging das Leben fröhlich dahin. Den Haupttummelplatz bildeten die Bibliotheks-Zimmer, denn die jüdischen Studenten studiren nicht vereinzelt auf ihren Zimmern, sondern in Gesellschaft in dem Bibliotheks-Gebäude, und zwar ohne Controlle sowohl bei Tage als in der Nacht. Dieses Studium in Gemeinschaft ist sehr aufmunternd, man wetteifert in der Ausdauer, tauscht gegenseitig seine Gedanken aus, und amüsirt sich leicht, wenn man vom Studium ermüdet ist. Am eifrigsten wird zur Nachtzeit studirt, und die Lichter erlöschen nie; während der eine Theil erst mit Tages-Anbruch den Saal verläßt, haben andere schon wieder um Mitternacht ihr Bett verlassen, und füllen das Zimmer von Neuem. Viele sitzen freilich halb schlafend da, und geben sich das Ansehen, als studirten sie, dann aber werden ihnen unvermerkt die Blätter ihres Buches zugeklebt, oder fremdartige hineingeklebt, und wenn sie dann nach Stunden den Streich noch immer nicht merken, und anscheinend fort studiren, dann wird ihnen unter Hohngelächter der Beweis mit Evidenz geführt, daß sie nur geträumt haben. Wagt es endlich einer förmlich zu schlafen, so wird er in der Regel auf eine Todtenbahre gebracht und von Lichtkerzen umstellt, dann versammelt sich Alles um ihn, und stimmt Sterbelieder an, oder es wird eine launige Leichenrede gehalten, bis endlich der Schlafende erwacht, vor Schrecken zusammenfährt und Alles in lautem Jubel sich auflöst. Die mildeste Strafe eines solchen Schlafsüchtigen besteht darin, daß man ihm die Hände mit fettem Ruß ein-

streicht, so daß er, wenn er beim Erwachen den Schlaf aus den Augen sich reibe, seinem Gesichte eine bunte Schwärze giebt, und dem allgemeinen Gelächter sich aussetzt, ohne des Grundes sich bewußt zu werden. Auch die Schwachköpfe sind übel daran: man zieht sie bei der Erklärung dunkler Stellen zu Rathe, und wenn sie bei Auskramung ihres Unsinnes recht weit vorgerückt sind, schallt ihnen ein Hohngelächter von allen Seiten zu. Anderen wird wieder der Inhalt der Stellen, die sie eben gelesen ohne verstanden zu haben, als etwas ganz Neues noch nicht gedrucktes aufgetischt, und so zum allgemeinen Ergötzen ihre Unwissenheit ans Licht gezogen. Trägheit und Talentlosigkeit finden hier durchaus kein Fortkommen und müssen bald das Feld räumen, und diese gegenseitige Kontrolle der Studirenden unter sich, zeigt sich unendlich wirksamer als alle Schlagbäume unserer Examina, welche nur die Schmuggelei aber nicht die Wissenschaft befördern. Das Talent will sich ungenirt bewegen, und kann nur bei völliger Ungebundenheit sich entwickeln, wo aber der Geist unter einer ewigen Kontrolle geistiger Eunuchen steht, und nie aus der Zwangsjacke der Examinas herauskommt, da wird es auch nur verkrüppeltes Wesen geben, und jeder Fortschritt einer Bewegung in Fußangeln gleichen. Noch ungebundener aber, als die gesellschaftlichen Privatstudien ist der Lehrkursus im Hörsaale, welcher jeden Tag den ganzen Vormittag hindurch stattfindet, und unentgeldlich von unbesoldeten Lehrern gehalten wird, die vielfach nicht einmal irgend eine rabbinisch amtliche Funktion bekleiden, sondern aus reinem inneren Berufe der Wissenschaft ergeben sind, und von ihren größeren oder geringeren Renten leben. Der Gegenstand des Lehrkursus besteht in der Erläuterung irgend eines talmudischen Traktates, wozu Lehrer und Schüler wohl vorbereitet erscheinen müssen, da der Vortrag nicht in der eintönigen despotischen Manier besteht, welche die Schüler zum passiven Zuhören verurtheilt, und Dinge, welche bereits tausendfach gedruckt sind, wieder zurück in Schrift zu bringen zwingt, sondern in jener alten Disputations-Form, welche noch vom Mittelalter her sich erhalten hat. Jeder Anwesende hat das Recht Einwürfe zu erheben und Erläuterungen zu verlangen, so daß der gegebene Kommentar Schritt vor Schritt durchgefochten werden, und Lehrer und

Schüler im ewigen Kampfe mit einander begriffen sind, wobei der Lehrer nicht selten sich besiegt und überwunden erklärt, ohne seinem Ansehen etwas hiedurch zu vergeben. Bei allem diesen Oppositions-Geiste herrscht aber dennoch die größte Ordnung und eine seltene Reverenz gegen den Lehrer, denn es wagt Keiner dergleichen Vorträge zu halten, welcher nicht eine erstaunliche Ueberlegenheit des Geistes besitzt, und seine Meisterschaft in den schwierigsten Debatten zu behaupten verstände, so daß er selbst geschlagen, geistig groß in den Augen seiner Schüler erscheint. Anderer Seits wagt auch kein Schüler mit Einwürfen hervorzutreten, die nicht wohl durchdacht und vielseitig erwogen wären, und so wird das gegenseitige Verständniß leicht hergestellt, und der Disput geht niemals ins Gelag hinein.

In diesem geistigen Waffenspiel sieht man nur das Leuchten und Blitzen der Gedanken ohne alles Wortgetöse und Phrasen-Geklirr. Dieser täglich wiederkehrende Gedankenkampf konnte auf mich seinen tiefen Eindruck nicht verfehlen, und noch heute macht es mir Spaß, wenn ich mir die Scene ins Gedächtniß rufe, wo ich als Knabe mit den ergrauten Denkern Lanzen brach. Am lebhaftesten trat aber dieser Geisteskampf hervor bei den in der Synagoge vor dem versammelten Volke von einheimischen und fremden Rabbinen vielfach gehaltenen Vorträgen. Auch hier fiel aller Autoritäten-Glaube fort, und der gelehrteste Rabbi wurde oft von einem Knaben in die Enge getrieben und in Verlegenheit gesetzt, wobei dem Sieger die allgemeine Bewunderung als Beifall gezollt wurde. Diese geistigen Turniere hoben nicht wenig meinen Eifer fürs Studium, wirkten aber auch leider sehr auf meine Eitelkeit. Neben diesem rabbinischen Treiben beschäftigte ich mich aber auch vielfach mit hebräischer Poesie, eine Beschäftigung, welche sonst den eigentlichen Rabbinen ganz fremd ist, da sie die Bibel wegen ihrer kindlichen Einfachheit nicht geeignet zum Studium finden, und sie nur als Bildungsmittel für die große Masse der Mittelmäßigen gebrauchen. Ueberhaupt ist der Rabbine sowohl allem Thatsächlichen als allen Werken der Einbildung abhold und kümmert sich weder um Geschichte noch um Poesie. Ein Rabbi ist durch und durch ein Gedanken-Baumeister und gefällt sich nur in dem Pyramidenbau talmudischer Spitzfindigkeit. Eine

Unwahrheit künstlich vertheidigt hat für ihn unendlich mehr Werth, als die einfache Darstellung einer reinen Wahrheit. Ich wurde indeß durch die treffliche Mendelsohn'sche Uebersetzung der Psalmen schon im zwölften Jahre zur hebräischen Poesie hingezogen, und schrieb ich vielfach hebräische Verse neben meinen rabbinischen Abhandlungen. Diese poetische Richtung führte mich indeß auch bald zur religiösen Schwärmerei und zu kabalistischen Träumereien. Ich fastete und betete überaus viel, und war nahe daran, Visionen zu erhalten, wenn nicht glücklicher Weise die Rabbinen, welche aller Schwärmerei und Wunderbarem abgeneigt sind, mich abmahnten, und von meinem mystischen Treiben abbrachten. So erreichte ich mein vierzehntes Jahr, in welchem mir die rabbinische Magisterwürde verliehen worden ist, und ich eilte mit meiner Eroberung in den Schooß meiner Heimath zurück. Meine Eltern waren überaus erfreut über diesen Glanz ihres Kindes, und die ganze Stadt nahm Theil an dieser Freude. Unter der jüngeren Generation gab es jedoch Einige, welche in Breslau und Berlin gebildet, von dem Geiste einer falschen Aufklärung erfaßt, meine rabbinische Gelehrsamkeit belächelten und mit Mendelsohn'scher Philosophie stark mir zusetzten. Ich bildete mir indeß viel zu viel auf meine Dialektik ein, und glaubte zu sehr im Besitze der Wahrheit zu sein, als daß ich dergleichen Dispute hätte meiden sollen. Ich suchte vielmehr dieselben, und um meine Gegner auf ihrem eigenen Felde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, studirte ich selbst mit dem größten Eifer die philosophischen Werke Mendelsohn's, benutzte seine Gründe für meine Zwecke, und supplirte, wo sie nicht passen wollten. Zugleich benutzte ich bei diesem philosophischen Studium auch vielfach die in hebräischer Sprache von Maimonides bearbeitete Aristotelische Philosophie, und so entstand plötzlich eine Gedanken-Revolution in mir. Zumal ich meinen rabbinischen Lehrgang auch in der Philosophie verfolgend, keine Auktoritäten anerkannte, und Mendelssohn und Maimonides nicht als Führer, sondern als ein Rabbinenpaar, die zum Denken nur aufregen und zum Kampfe herausfordern, betrachtete. Ich legte mich daher nach talmudischer Weise bald auf das Widerlegen und kam hierbei zu Selbstbetrachtungen und eigenen abweichenden Ansichten, welche mich in ganz andere Regionen versetzten,

und ganz andere Gedanken-Systeme in mir erzeugten. Mein Rabbinismus trat hierdurch in den Hintergrund, und wurde mir seines Inhaltes wegen ganz zuwider; so begab ich mich nach Breslau, um daselbst zum Scheine die rabbinischen Studien fortzusetzen, im Ernst aber der Philosophie obliegen zu können. Leider gefiel ich mich hier nicht und verließ nach einigen Wochen schon wieder diesen Ort. Das rabbinische Ansehen war nämlich hier schon erloschen, und man glaubte sich geistreich und hochgebildet, wenn man im Voltairischen Sinne ohne Voltairischen Geist über rabbinische Tugend und talmudische Gelehrsamkeit witzelte. Dieses verletzte mich, ich sah meinen ganzen Stolz vernichtet, und da ich erst funfzehn Jahre zählte, so entbehrte ich die Lebenskenntniß: hieraus zu entnehmen, daß ich einen zeitgemäßeren Weg in meinen Studien einzuschlagen, und meinen Rabbinismus über Bord zu werfen habe. Ueberdies war ich als Rabbiner bereits ein gemachter Mann, und so hatte ich keine Lust, mich wieder in die Kinderschule zu stecken und ein Gymnasium zu besuchen, von welchem ich überhaupt äußerst dunkele und verworrene Begriffe hatte. Ein Vorfall war es aber besonders, welcher mich veranlaßte, Breslau wieder zu verlassen. Ich machte dem damaligen Oberrabbinen meine Aufwartung, wobei ich ihm auf rabbinische Weise einige neue Ideen von meinen talmudischen Arbeiten vortrug und sofort mit ihm lebhaft debattirte, da dergleichen talmudische Dispute die einzige Unterhaltung bilden, wenn Rabbinen zusammentreffen, was sie einen Austausch der Ideen nennen. Diese rabbinische Aufwartungsweise ist übrigens ein allgemeiner Gebrauch, wobei jedoch nur ganz neue Ideen mitgetheilt werden dürfen, die mit Niemanden noch besprochen worden sind. Schon diese Neuheit der Gedanken muß nothwendig eine Opposition und Diskussion herbeiführen, in welcher man gegenseitig sich geistig kennen lernt. Es wird aber diese Debatte noch dadurch vergrößert, daß auch der Gastherr seiner Seits einige neue Gedanken zum Besten geben muß, welche wiederum dem Gaste Gelegenheit geben, seinen kritischen Scharfblick paradiren zu lassen.

Diesem Herkommen that ich also nur Genüge, als ich plötzlich hinter mir die Tochter des Rabbinen, eine äußerst modern gekleidete junge Dame über die Lebhaftigkeit meiner Argu-

mentation halb laut lachen hörte, und die stolze Gemahlin des Rabbi die Nase über meine dreisten Angriffe rümpfen sah.

Dieses Gesindel, sagte ich mir nun, was seinen eleganten Putz und seine großartige Haushaltung dem rabbinischen Ansehen verdankt, sollte doch auf rabbinisches Talent nicht mit Spott und Verachtung herabsehen, wenn auch Damen, in dem Hoftone Ludwigs XIV. gebildet, den lebhaften Disput eines funfzehnjährigen Knaben mit einem berühmten Graubart komisch und ärgerlich zugleich finden mußten, und so entschloß ich mich sofort, einen Ort zu verlassen, wo der Rabbinismus in seinem eigenen Hause verhöhnt ward.

Als ich nach beendigter Conversation den Sessel verließ, trat noch ein zu dem Hofe des Großrabbinen gehöriger Geck an mich heran und äußerte persiflirend: die Damen und ich, mein Jüngelchen, haben Ihre seltene polnische Gelehrsamkeit bewundert; worauf ich ihm aber erbittert erwiederte: Ich glaubte nicht, daß im Hause eines Rabbinen ein Rabbi ein Wunderthier ist, obwohl ich eben bemerkte, daß noch jetzt bei den Rabbinen viele Fabelthiere vorkommen; so wissen unsere Naturforscher nur von Lachtauben, während bei den Rabbinen, wie ich eben gesehen, auch Lachgänse sich finden, und Gimpel für lose Vögel gehalten werden. Die junge Schöne schien mich zu verstehen, und zeigte mir, daß sie keine dumme Gans war, indem sie französisch parlirend rasch sich entfernte, während der Gimpel mir noch selbstgefällig zunickte, als ich das Zimmer verließ.

Mein Entschluß war nun unabänderlich. Ich verließ sofort Breslau und begab mich mit Bewilligung meiner Eltern wieder auf eine polnische Universität, wo ich aber mehr der orientalischen Poesie und Philologie oblag, und eifrig meine philosophischen Studien fortsetzte, während die rabbinischen Studien nur noch nachlässig von mir betrieben wurden. Mein Widerwille gegen die rabbinischen Spitzfindigkeiten nahm furchtbar zu, und ich trieb dieselben nur noch deshalb, weil ich wußte, daß ich meine Eltern hierdurch erfreute. Der Oberrabbiner des Ortes, ein sehr genialer Kopf, durchschaute mich, und versuchte vielfach durch reiche Heirath mich zu fesseln; doch alle seine Plane scheiterten glücklicher Weise. Dieser Mann, welcher mir außerordentlich zugethan war, sah indeß sich vielfach von mir

in die Enge getrieben. Er war der einzige mir vorgekommene Rabbi, welcher nicht das glaubte, was er lehrte, und ich sah ihm so sehr in die Karten, daß er sich mir halb zu entdecken genöthigt sah, obwohl er für einen Wunderheiligen gehalten wurde, und im Rufe stand, große Wunderkuren ausgeführt zu haben. Einmal wurde ich zu einer solchen Wunderkur zugezogen, welche eine Teufel-Austreibung zum Gegenstande hatte. Der Rabbi befahl dem Teufel unter verschiedenen Androhungen, den Besessenen zu verlassen, und alle Anwesenden sahen gespannt nach den Fensterscheiben hin, ob nicht bald ein Ritz oder Sprung sich zeigen würde, durch welche der Teufel der Sage nach zu entwischen pflegt, wenn er ausfährt; aber dieses Mal wollte der Teufel nicht gehorchen, auch nachdem man das Fenster öffnete und freien Abzug ihm gestattete. Ja, noch mehr, er stand nicht ab, bis er den armen Besessenen völlig erwürgte, der während unseres Beiseins das Leben aufgab. Der Rabbi erklärte das Mißlingen seiner Kunst durch die große Sündenhaftigkeit des Besessenen, durch das Sittenverderbniß der Gemeinde, und die Trauer Aller war groß. Beim Rückwege machte ich dem Rabbi bemerklich, daß der angeblich Besessene wohl an Krämpfen gelitten haben könnte, und seine verworrenen Plaudereien wahrscheinlich Fieberträume gewesen seien, und man müßte sich Gewissens-Vorwürfe machen, nicht einen Arzt zugezogen zu haben. Sie können Recht haben, erwiederte der Rabbi, aber besser, daß ein Menschenleben verloren gehe, als daß der Glaube an die Macht der Herrlichkeit sich verliere.

Ich schwieg und er verstand mich. Allmählig wurde er jedoch offener und weihte mich selbst in das Geheimniß seiner Künste ein; so erklärte er mir z. B., wie er Trunkenbolde von der Trunksucht befreie. Ich lasse, sagte er, den Trunkenbold mehrere Tage unter beständiger Aufsicht viel beten und fasten, dann gebe ich ihm ein Glas Branntewein, gemischt mit dem Schaume eines Sterbenden, zu trinken, und setze ihn nachher von dem Inhalte des Trankes in Kenntniß, und es ist mir noch immer gelungen, die Trunksucht auf diese Art zu heilen.

Ich machte ihm bemerklich, daß die Rückerinnerung an den Todtenschaum möglicher Weise den Branntewein dem Trinker anekelnd machen könnte, daß aber das Fasten und Beten hiezu

wenig beitrüge. Mehr jedoch, als Sie glauben, erwiederte er. Der Trinker hält den ihn anwandelnden Ekel für eine göttliche Wirkung, und wagt nicht ihn zu bezwingen, was er wohl thun dürfte, falls er die Natürlichkeit dieser Mittel erkennen möchte. Solche Aufschlüsse waren hinreichend, den Rabbinismus bei mir um allen Credit zu bringen, wenn die Philosophie ihn nicht bereits vernichtet hätte. Meine innere Unruhe war daher nicht mehr zu besiegen, die rabbinische Glorie hatte allen Werth in meinen Augen verloren, obwohl ich kurz vorher die rabbinische Doctor-Würde und die Rabbiner-Qualification erhielt, und so begab ich mich nach einem einjährigen Aufenthalte wieder in die Heimath, mit dem festen Entschluß, Medizin zu studiren. Meine Eltern geriethen jedoch bei dieser Erklärung in Verzweiflung und sahen mich für das Judenthum verloren. Ich vermochte nicht, ihren Gefühlen wehe zu thun, und begab mich unter der größten Selbstverleugnung nach Posen, wo ich unter dem damals europäisch berühmten Oberrabbiner Eger meine talmudischen Studien fortsetzte. Ich beobachtete nach dem Mendelsohn'schen Vorbilde äußerlich alle Formen der Rabbinen, um keinen Aerger und Anstoß zu geben, währepd meine innere Ueberzeugung auf das furchtbarste dagegen sich empörte. Zum Glücke wurde ich hier zum ersten Male mit deutscher Poesie bekannt, welche eine neue Welt mir erschloß.

Ich hatte außer meinen hebräischen Philosophen bereits Mendelssohn, Gurre, Jacoby, Spinoza und Kant eifrigst studirt, aber von deutschen Poeten ist mir an den Orten und unter den Menschen, wo ich lebte, nichts vorgekommen, da es daselbst keine Leihbibliotheken gab. Meine Begeisterung, mit welcher ich Schiller, Lessing und Göthe las, überstieg Alles, was ich bis dahin empfand, zumal ich bereits in mein 17tes Jahr getreten war, in welchem Alter man vorzugsweise für Poesie empfänglich ist. Ich versenkte mich bald in diese neue Beschäfftigung, machte selbst eifrigst Verse, und vergaß in diesem poetischen Leben die ganze Aussenwelt um mich her und meinen innern Zwiespalt, doch mußten diese Studien meistens zur Nachzeit gemacht werden, da ich des Tages den Rabbinismus nicht vernachlässigen durfte. So leuchtete mir nur zur Nachzeit das Licht, während der Tag mir verdunkelt war, und die Sonne

konnte mir nie rasch genug untergehen, um mich von den rabbinischen Fesseln zu befreien und der Frohnarbeit zu entledigen. Bei diesem Doppelwesen gelang es mir zwar, sowohl das Wohlwollen der Rabbiner, als die Achtung der Profanen zu verschaffen, meine innere Unruhe erwachte jedoch bald wieder mit verstärkter Kraft, als der erste Rausch der deutschen Poesie sich verlor, und ich fühlte mich von Neuem unglücklich. Ich war überhaupt zu heftigen Gefühles, als daß ein neuer Eindruck lange bei mir hätte vorhalten können und so war auch der Trost der Poesie bald erschöpft. Die schon längst in mir zum Ausbruche gekommene Umwälzung hatte nun meine Umwandlung vollendet, und der Rabbinismus hatte allen Halt in mir verloren. Selbst meine äußeren rabbinischen Formen waren ganz verschwunden, da ich hier einigen Umgang mit geistreich wohlgebildeten Damen hatte. Ein Verhältniß, was mir bis dahin ganz unbekannt geblieben, und das hier um so leichter zu erhalten war, als junge Rabbiner die Einzigen waren, welche man in Familien-Kreisen ganz freien Zutritt verstattete, da man bei ihrem rein sittlichen Wesen keine Gefährdung der Unschuld befürchtete. Meine Unbefangenheit und sittliche Reinheit war in der That auch so groß, daß selbst die zartesten Damen darüber erstaunten, und mich wohl, als ein dem Monde angehöriges Wesen betrachteten. Es hätte aber auch bei einer geringeren Reinheit des Sinnes dieser völlig unbewachte Umgang für die Sittlichkeit gefährlich werden können; so aber lief Alles auf geistige Unterhaltung aus und unschuldige Liebes-Gedichte, denen jedoch nur sehr dunkele Gefühle zu Gunde lagen. Bei den Damen verhielt sich das freilich anders, denn diese waren durch Romanen-Litteratur gebildet, nicht so unbefangen, und ich könnte hievon sehr viele spaßhafte Geschichten erzählen. Inzwischen hatte, während meines Aufenthaltes in Posen, in Berlin ein reformirtes Judenthum mit modernen Gottesdienst sich gebildet, was mich auf den Gedanken brachte, nach Berlin zu gehen, und bei dieser neuen Sekte Unterkommen zu suchen. Mit diesem Gedanken und einem glänzenden neuen Diplome ausgestattet, verließ ich nach einem einjährigen Aufenthalte Posen und begab mich in die Heimath. Ich wagte nicht, sogleich mit meiner Erklärung vor meinen Eltern hinzutreten, sondern brachte

eine längere Zeit im Schwanken zwischen kindlicher Liebe und Gewissensruf zu, bis ich endlich meine Gedanken nicht mehr bergen konnte, und dieselben meinen Eltern mittheilte. Meine Eltern waren hierauf schon vorbereitet, und ihre Liebe zu mir war zu groß, als daß sie mir ihre Einwilligung hätten versagen sollen, zumal sie mich äußerst unglücklich sahen. Ich traf daher alle Anstalten zu meiner Abreise nach Berlin, als plötzlich eines Morgens mein Schwager zu mir trat, und mir eröffnete: meine Eltern wären in ihren Vermögens-Verhältnissen sehr herunter gekommen, wären außer Stande sich zu ernähren, und ich könnte ihrer bedrängten Lage leicht abhelfen, wenn ich eine so eben angebotene Hauslehrer-Stelle mit zweihundert Thaler Gehalt jährlich annehmen wollte. Diese Erklärung vernichtete mich fast. Schon der Gedanke mit seinen Kenntnissen Geld zu verdienen, hat für den eigentlichen Rabbiners etwas Schreckhaftes, und selbst das Amt eines Rabbiner anzunehmen, entschließt man sich nur in der äußersten Noth, während man in der Regel nur aus Liebe zur Sache den Studien obliegt, und durch reiche Verheirathung oder eigenes Vermögen in den Stand gesetzt wird, von Zinsen zu leben. Eine Lehrerstelle aber anzunehmen und in den Dienst Anderer zu treten, gilt sogar als etwas Beschimpfendes, wozu nur unfähige Subjekte sich hergeben. Ich war daher fast untröstlich, doch meine kindliche Liebe ließ mich nicht schwanken, und ich reiste sofort ab.

Der Ort meiner Bestimmung war ein sehr anmuthiges Städtchen Schlesiens, mit einem großen englischen Park, einer hübschen Umgebung und nur von einigen jüdischen Familien bewohnt. Ich wurde außerordentlich aufgenommen, sehr geliebt, und hatte wenig zu thun, so daß ich unter anderen Umständen hier recht glücklich hätte sein können, bei meiner innern Unruhe aber war mein Trachten stets in die Zukunft gerichtet, und die Gegenwart ging ganz trostlos mir vorüber.

Ich zog mich daher ganz zurück und lebte in diesem an sich einsamen Orte fast ganz isolirt. Nur hin und wieder besuchte ich die Prediger des Ortes und einige Beamte, öfter ging ich auch in die Kirche, wodurch unvermerkt eine Liebe zum Christenthume in mir erwachte. Meine dem Unterrichte nicht gewidmete Zeit verwandte ich auf die Ausarbeitung philosophischer Abhand-

unbegreiflich, da ich meine Neigung für das Christenthum im Inneren meines Herzens verbarg, und damals auch nicht im entferntsten an einen solchen Schritt dachte; doch meine Mutter hatte solch seltenen Scharfblick, welcher einer Divinations-Gabe ziemlich gleich kam.

Im Zustande der furchtbarsten Verzweiflung nahm ich endlich Abschied, und trat in Begleitung eines Jugendfreundes meine Reise an. In Berlin angekommen, fand ich jedoch alle meine Erwartungen getäuscht, der neue Tempel war auf öffentlichen Befehl geschlossen, und Verhältnisse und Menschen erschienen mir in einem ganz anderen Lichte, als ich sie mir dachte. Die Neuerer, welche sich die Aufklärungs-Partei nannten, bestanden aus Leuten, welche alle Fehler der Juden und der Christen in sich vereinigten, und durch diese Mischung eine ganz andere Färbung erhielten. Die vornehmen Salons, welche vormals nur der Tugend und der Gelehrsamkeit geöffnet waren, hatten jetzt schmarotzende Schauspieler und leichtsinnige Tänzerinnen inne, so daß man die großen Banquier-Häuser gewissermaaßen für die Kasernen der Theatertruppe halten konnte; und bei aller dieser schlechten christlichen Vornehmheit handelte man dennoch jüdisch gemein, machte Zeitkäufe auf der Börse und trieb den Papier-Schwindel stärker als je. Auch der alte Wohlthätigkeits-Sinn hatte sich verloren, und wer vormals großartig die Armen unterstützte, unterhielt jetzt verschwendrisch das zahlreiche Geschlecht der Maitressen. Das Sonderbarste bei diesem Allen bildeten die seltenen und possirlichen Kontraste, welche hiebei zum Vorscheine kamen.

In der Synagoge sprach man hochdeutsch, auf der Börse dagegen gemein jüdisch, gegen seine minder reichen Glaubensgenossen nahm man Magnaten-Ton an, und vor seiner christlichen Dienerschaft zeigt man sich submiß und devot. Ein Benehmen gentelman like konnte man durchaus nicht zu Stande bringen, und das wahre, edlere, christliche Wesen sich nicht aneignen, was dem kleinstädtischen Juden, welcher in Ermangelung jüdischen Umganges unter einer christlichen Umgebung groß wächst, bei seinen Brüdern in der Residenz höchst auffällig erscheinen muß. Für mich gab es keinen belustigenderen Anblick, als einen solchen feinen Berliner mauschelnd einen Schweins-

braten zerlegen sehen, oder ein Theater-Thema unter rabbinischer Gestikulation im Auf- und Abgehen auf offener Straße behandeln zu hören. Wie wenig innere Bildung, in jener Zeit mindestens, bei diesen aufgeklärten Leuten zu finden war, mag folgende Anekdote zeigen: Ich besuchte eines Tages den modernen und auf der Universität Berlins gebildeten jüdischen Prediger und traf ihn zufällig bei Tische; sofort nöthigte er mich, an der Tafel Theil zu nehmen, und setzte mir seinen eigenen Teller Suppe vor, welchen er bereits zur Hälfte geleert hatte, und wollte, daß ich für ihn die Fortsetzung und den Schluß an diesem Suppenteller vollbringen möchte. Ich reichte natürlich den noch von Suppe triefenden Löffel dankend dem Gastgeber zurück, aber der Aufklärer konnte meine Ablehnung sich nicht aufklären, und fühlte sich höchlich beleidigt. Die Neurungs-Partei ließ mich also sehr unbefriedigt, und ich versuchte es mit der alten. Hier fand ich bei dem damaligen Oberrabbinen Weil eine herzliche Aufnahme und wurde mehrfach von ihm zu Tische gezogen, und auch die Nebenrabbinen zeigten auf Grund meiner Zeugnisse mir, sich geneigt, doch wurde ich immer schwermüthiger und untröstlicher, da ich durchaus kein Fortkommen sah, und die Aussichten auf ein modernes Rabbinat, welche damals zu zeigen sich begannen, noch zu fern lagen, und auch wenig Reiz mehr mir gewährten.

Ich zog mich daher so viel zurück als möglich, und trieb mit dem größten Eifer Latein und Mathematik, ohne mich eines Lehrers zu bedienen, und in einigen Monaten ge ang es mir, die leichteren lateinischen Klassiker geläufig zu lesen, jedoch ohne genaue grammatische Kenntniß. Ich hatte nämlich auf rabbinische Weise, bei einigen grammatischen Regeln, sofort mit dem Lesen begonnen, und bei der praktischen Uebung beiläufig die Grammatik zu studiren gesucht. Diese Fortschritte erregten in mir wieder einige Lebenslust, und wie früher die Philosophie, später die Poesie, so ließ mich jetzt die Latinität und Mathematik das äussere Leben vergessen. Während aber meine Kenntnisse Fortschritte machten, so schritten meine Finanzen bedeutend zurück. Ich hatte keine andere Mittel, als die von Hause mitgenommenen vierzig Thaler, und diese hatte ich bereits aufgezehrt, obwohl ich ausschließlich von Brot und Wasser lebte,

und mit Ausschluß der wenigen Tage, wo ich ausgebeten war, niemals warme Speisen und Getränke zu mir nahm. Nach einem fünf monatlichen Aufenthalt in Berlin befand ich mich daher in der äußersten Noth, aus der mich auch die Hegelsche Philosophie nicht reissen konnte, die ich hospitirend hörte. Ich sagte mir zwar oft mit Hegel: „Alles was ist, ist gut" und war mit meinem dürftigen Sein zufrieden; aber es handelte bei mir sich bereits schon um das Nichtsein, und ich war nahe daran, über diese Kontroverse von Sein und Nichtsein wie Hamlet den Verstand zu verlieren. Freilich hätte ich meiner furchtbaren Lage ein Ende machen können, wenn ich nach der Heimath mich zurückbegeben, allein einen solchen Gedanken war ich nicht fähig zu fassen, und ich würde lieber einem tausendfachen Tode mich hingegeben, als einen Rückschritt gethan haben. Auch ein anderer Ausweg war noch vorhanden, nämlich der, die Gunst der Wohlthäter mir zu verschaffen, dieses Mittel war mir aber vollends unmöglich. Wie ich in der Wissenschaft stets fremde Hülfe verschmähte, und ausschließlich in allen Dingen, mit Ausschluß des ersten Unterrichtes im Talmud, mich selbst bildete, und sogar bei der Bearbeitung der verschiedensten Gedankenstoffe mit Zurückweisung fremder Ideen durch eigene Anschauung mir Bahn zu brechen suchte, so war es mir auch im Leben nicht möglich fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen, und mein Augenmerk war stets darauf gerichtet, durch eigene Kraft mich aufrecht zu erhalten.

In dieser schrecklichen Lage ließen mich die Rabbinen eines Tages zu sich bescheiden, und eröffneten mir, daß sie eine Prediger- und Lehrer-Stelle zu Frankfurt a. O. mir anzutragen haben. Diese Eröffnung machte auf mich einen doppelten Eindruck: den eines Erlösungs-Dekretes oder einer Seeligsprechung, und den eines Todes-Urtels zugleich. Ich fühlte einen Rettungsanker, und sah mich zugleich tiefer in den Grund gezogen; da mir jedoch auch kein Schein eines Ausweges offen war, so acceptirte ich, ohne es zu wollen, den Antrag. Noch waren indeß einige Hindernisse zu besiegen, und ich lernte zum ersten Male in meinem Leben den Gifthauch der Verläumdung kennen. Bei meinem Aufenthalte in Posen wurde nämlich eine große Anzahl der Studirenden durch mich mit der weltlichen

Litteratur bekannt, was unter ihnen eine Gedanken=Revolution hervorrief, diese benutzte nach meiner Abreise ein dortiger mir ganz unbekannter Medicinalrath und bekehrte mehrere derselben zum Christenthume, während andere wieder wie die der Kette entlaufenen Sclaven in eine Zügellosigkeit verfielen, und mit einer seltenen Sucht alle Religions= und Sitten=Gesetze mit Füßen zu treten suchten. Diese Umwandlung hat man mir zur Last gelegt, obwohl ich stets, wenn auch gegen meine Ueberzeugung, die bestehenden Gebräuche achtete und jeden Anstoß vermied, da es mir stets zuwider war, Anderen ihre Ueberzeugung zu rauben, oder auch nur sie darin zu stören. Ich war immer der Meinung, daß eine Unwahrheit, welche Gutes stiftet, mehr Werth hat als eine Wahrheit, welche Unheil anrichtet, und war sowohl dem Zerstören als dem Aufbauen entgegen, weil ich dem Menschen=Geschlecht eine natürliche, allmählige, unvermerkte und keine künstliche, plötzliche Entwickelung wünschte.

Bei allem diesem hatte sich dennoch jenes verläumderische Gerücht bis nach Berlin Bahn gebrochen, und das Rabbinat fragte deshalb bei dem Oberrabbiner zu Posen an. Dieser edle Mann aber, unendlich toleranter als unsere Philosophen, erwiederte: daß meine Handlungsweise stets alles Lob verdiente, und als Mensch glaube er nur Handlungen und nicht Gesinnungen richten zu dürfen. Dieß genügte, und ich reiste sofort wohl empfohlen ab, und damit ich die Ueberzeugung mitnehme, daß es in Berlin einzelne noch sehr edle Juden gebe, wurde von einigen aufgeklärten Männern, ohne daß ich es merkte, auf die delikateste Weise für meine Reise=Kosten und meine erste Einrichtung gesorgt, wozu mir bereits alle Mittel fehlten.

Vor meiner Abreise hatte ich jedoch noch ein Lehrer=Examen bei dem damaligen Direktor Bellermann zu bestehen, welcher meine lateinischen und mathematischen Kenntnisse recht befriedigend fand, mit meinen hebräischen und philosophischen Kenntnissen aber unzufrieden war. Ich erstaunte darüber, daß ich gerade in den Fächern, wo ich so wenig leistete, gut bestanden, während ich in den Gegenständen, wo ich dem Herrn Examinator eine unendliche Ueberlegenheit zeigte, ein schlechtes Zeugniß erhielt, und schloß daraus, daß bei den weltlichen Herren die Zeugnisse nicht von Kopf und Herz, sondern von der

Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit des Gefühles diktirt werden, in welcher sie sich bei der Prüfung finden. Behaglich war aber dem sonst äußerst gelehrten und edlen Manne nicht zu Muthe, als ich im Hebräischen sowohl, als in der Philosophie, eine Gelehrsamkeit auskramte, welche ihn vielfach in Verlegenheit setzte. Im Ganzen war jedoch das Zeugniß recht gut, und das Konsistorium in Frankfurt verlangte nur noch von mir eine Abhandlung über das Gebet und eine Katechisation mit den Schülern, welche zur Zufriedenheit ausfielen.

Die jüdische Gemeinde des Ortes fand an diesen christlichen Zeugnissen Wohlgefallen und meine Aufnahme in Frankfurt war von der Art, daß ich mich recht glücklich hätte fühlen können, doch meine innere Zerrissenheit und die Ueberwindung ein Scheinwesen zur Schau zu tragen, was so sehr meinem Innern widerstrebte, machte mich höchst unglücklich. Am schwierigsten war mir meine Stellung als Prediger, und ich war sowohl Hinsichts des Inhaltes als der Form meiner Vorträge sehr verlegen; indem ich Dinge nicht lehren wollte, welche ich selbst nicht glaubte, und auch eine Form vermeiden mußte, welche meinem Vortrage die Gestalt einer christlichen Rede geben könnte, da ich auch Greise zu Zuhörern zählte, welche ganz an dem Alten hingen. Ueber den Inhalt war ich jedoch bald mit mir einig, und ich wählte nur solche Themata, welche eine allgemeine Moral oder philosophische Idee enthielten, die für jede Religion paßte; in der Form scheiterte ich aber Anfangs mit meinen Versuchen, da ich ein Mittelding von Rede und rabbinischer Lehre geben wollte, und eine Zwitter-Gestalt hervorbrachte. Später gelang es mir jedoch die alte rabbinische Form mit der Modernität der Sprache und der Idee in Einklang zu bringen. Diese rabbinische Form besteht nämlich in einer aphoristischen Erklärung nicht zusammenhängender Bibelstellen, und hat mehr den Charakter der Conversation, als den einer systematischen Rede, und ist dem Zuhörer, welcher hier nicht einen gedehnten Zusammenhang fest zu halten hat, viel faßlicher als eine künstlich gebaute Predigt.

Das Verhältniß eines solchen rabbinischen Vortrages zu einer Kanzelrede gleicht ganz dem eines in kurzen Sätzen geschriebenen Aufsatzes zu einer in langen und verwickelten Perio-

den geschriebenen Abhandlung, und kann daher nicht nur pikanter und ergreifender sein, sondern auch mehr auf den Verstand unbeschadet des Gefühles wirken. Ich gefiel mir daher in dieser Vortrags-Form, welche eine gründlichere Ausbildung verdiente als ich ihr geben konnte, recht gut; nur bei Gelegenheit von Konfirmationen hielt ich förmliche Reden im modernen Sinne, da es hier mehr galt auf das Gefühl, als auf den Verstand zu wirken. Beide Arten meiner Vorträge erfreueten sich eines Beifalles und zahlreichen Besuches, mein eigentlicher Zweck aber wurde nicht erreicht. Ich wünschte nämlich jenen höheren Sinn wieder zu wecken, welcher vormals so Unglaubliches unter den Juden geleistet, dieses aber war völlig unmöglich, da ihrem stets berechnenden Verstande jedes höhere und reinere Gefühl als Thorheit erscheint; auch ein Sinn für höhere Feierlichkeit und großartigen Ernst fehlte ganz, und alle meine Bemühungen scheiterten an dem tief gewurzelten Hange zu einer maaßlosen Ungebundenheit. Bei allem Diesen herrschte ein edler und moralischer Geist in der Gemeinde, und ich erinnere mich auch nicht einer e i n z i g e n schlechten That, wohl aber vieler edlen, welche während meines Aufenthaltes sich zugetragen. Bei dem Verfalle jedoch, in welchen das Judenthum gerathen war, und bei der verschuldeten und unverschuldeten Erniedrung, in welcher die Juden leben, reichte dieser mittlere gute Geist zur Hebung des Ansehens nicht aus, und die höheren christlichen Tugenden stellten sich als ein drängendes Bedürfniß mir immer mehr heraus. So fühlte ich mich immer mehr zum Christenthume hingezogen, dem mein ganzes Wesen schon von Geburt an angehörte. Mein gerader, offener, energischer Sinn wollte niemals zu dem gewandten, versteckten, furchtsamen Geist der Juden passen, und mein Hang zur Hingebung und Aufopferung nicht mit jener eigennützigen Selbstsucht harmoniren, welche freilich durch unverschuldete unerhörte Verfolgungen herbeigeführt, aber jetzt nicht mehr zu rechtfertigen ist. Dieser neue Zwiespalt in meinem Innern machte meine düstere freudenleere Stimmung noch fürchterlicher, und meine Stellung erschien mir mit jedem Tage drückender. Minder lästig war mir mein Lehreramt, da ich weniger Religion als hebräische Sprache zu lehren hatte, und meine früheren philologischen Arbeiten hiebei fortzusetzen Gele-

genheit fand, welche mehr auf das christlich theologische Publikum, als auf Juden berechnet waren. Recht behaglich waren indeß auch diese Arbeiten für mich nicht. Glücklicher Weise erhielt ich einige Schüler, welche ich für die mittleren Klassen des Gymnasiums ausbilden sollte, und andere, deren Gymnasial-Arbeiten meiner Leitung und Beaufsichtigung anvertraut wurden, was mir ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete, und mir Gelegenheit verschaffte mir selbst eine Gymnasialbildung anzueignen. Ich mußte die Arbeiten dieser Schüler in allen Fächern durchsehen, und wenn Fehlerhaftes in der Schule gerügt wurde, so kam dieses auf meine Rechnung, anderer Seits sollte ich meinen wohl präparirten Zöglingen in den verschiedensten Fächern Unterricht ertheilen, ohne Zeit zu meiner eigenen Vorbereitung zu gewinnen, und so geschah es nicht selten, daß ich von meinen eigenen Schülern des Irrthums überführt worden bin. Auch für gute Censuren und schnelle Versetzungen mußte ich Sorge tragen, und so sah ich mich zu den unglaublichsten Anstrengungen gezwungen, durch die meine Schüler große, ich aber noch größere Fortschritte machte. Meine Beschäftigungen waren indeß so complicirter und drückender Natur, daß ich sie bei aller innern Kraft nicht hätte ertragen können, wenn ich nicht schon von meiner frühesten Kindheit an mich mit Liebe den angestrengtesten Geistes-Arbeiten hingegeben hätte. Während der gewöhnlichen Schulzeit mußte ich in allen Gymnasial-Gegenständen denjenigen Schülern Unterricht ertheilen, deren Bildung mir ganz und ausschließlich anvertraut war, und kaum hatte ich diesen beendigt, so traten die den verschiedenen Klassen des Gymnasiums angehörigen jüdischen Gymnasiasten ihren Privatunterricht bei mir an, welcher bis spät in die Nacht oft währte, und neben dieser zum Erdrücken allein hinreichenden Beschäftigung mußte ich täglich in der Gemeinde-Schule im Hebräischen Unterricht ertheilen, und jeden Sonnabend predigen. Dennoch gewann ich bei meinen Nachtwachen Zeit in den Schulwissenschaften mich auszubilden, und meine vielfachen orientalisch-philologischen Arbeiten fortzusetzen, theologische Ausarbeitungen zu machen und Predigten und Gedichte zu schreiben. Nur meine talmudischen Studien fielen gänzlich fort, und meine philosophischen traten in den Hintergrund.

Daß ich bei einer solchen angestrengten Beschäftigung der Welt ganz entzogen war, und von dem, was im großen Leben vorging, fast gar keine Notiz nahm, versteht sich von selbst, und so bin ich in meiner Unkenntniß von der Welt noch ganz Rabbiner geblieben, namentlich waren alle politischen Verhältnisse mir ganz fremd, und ich habe nie Zeitungen gelesen. Auch Erholungen und gesellschaftlichen Umgang kannte ich nur wenig, und nur hin und wieder habe ich eine Promenade gemacht, und einige Partien Schach gespielt, so blieb ich den christlichen Einwohnern ganz fremd, und kam nur in Berufs-Angelegenheiten mit ihnen in Berührung. Der einzige Mann, welchen ich öfter besuchte, und dessen geistige Unterhaltung einen starken Eindruck auf mich gemacht, war der Professor Dr. Spiecker, welchen ich dadurch kennen lernte, daß ich mit meinen Schülern Prüfungen vor ihm abzuhalten hatte. Dieser berühmte Gelehrte hat indeß nie zum Christenthume mich zu bekehren gesucht, obwohl er meine christliche Richtung einsah; seine Gespräche waren stets gelehrten Inhaltes und hatten mit Bekehrungs-Versuchen nichts gemein. Meine christlichen Ideen waren übrigens ganz philosophischer Natur, und aus Kants Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, und aus Lichtes Anleitung zum glückseligen Leben entnommen, mehr aber, als die christliche Philosophie war es das christliche Leben, was gewaltig mich anzog. Dieser Hang zum Christenthume machte es, daß ich, ohne meine Achtung und Zutrauen bei der jüdischen Gemeinde geschwächt zu sehen, mein Prediger- und Lehreramt aufgab, und auf eine Hauslehrer-Stelle mich beschränkte, wo ich nur Schulwissenschaften zu unterrichten hatte. Bald fühlte ich mich auch stark genug die Universität zu besuchen, und ich kündigte auch diese Stelle, um meinen im Geheimen stets gehegten Plan auszuführen. Der Gedanke jedoch meine Eltern durch den Uebertritt zum Christenthume niederzudrücken, schreckte mich wieder ab, und ich nahm meinen Entschluß zurück.

Meine innere Unruhe, welche hierbei immer mehr zugenommen, und mich unglücklicher als je gemacht, fand indeß plötzlich eine andere Wendung. Mein Prinzipal, ein reicher, gebildeter und edler Kaufmann, welcher mit mir innigst befreundet war, hatte eine Tochter früherer Ehe, welche von ihrer Stiefmutter

stiefmütterlich behandelt wurde. Dieses Benehmen empörte mich, ich nahm mich des Mädchens vielfach mit Erfolg an, und so bildete sich unvermerkt eine Art Zuneigungs-Verhältniß, welches, vom Vater begünstigt, in reelle Liebe umzuschlagen drohte. Die dunklen Gefühle, welche mich bis dahin nur innerlich furchtbar bewegten, schlugen durch diesen neuen Zündestoff zur Flamme auf, und wurden äußerlich sichtbar. Mein Prinzipal, welcher dieses für pure, baare Liebe nahm, gab mir vielfach Gelegenheit, mich zu erklären, und kam sogar eines Tages eigens zu mir auf das Zimmer, um von mir Aufschluß zu erhalten. Ich konnte mich jedoch eben so wenig ihm wie seiner Tochter erklären, da mir der Gedanke, für immer mich an das Judenthum zu fesseln, unerträglich war, und eine Entsagung meiner wissenschaftlichen Bestrebungen, welche zur Natur mir geworden sind, ebenfalls außer dem Bereiche der Möglichkeit lag. Mein räthselhaftes Benehmen, welches in einem ewigen Schwanken zwischen Lieben und Nichtlieben bestand, mußte nothwendig bei den gethanen Schritten verletzen, und es entstand eine Reibung, welche wahrscheinlich meine verirrte Liebe in ihr Nichts aufgelöst hätte, wenn das Mädchen durch Erregung von Eifersucht sie nicht aufrecht zu erhalten gewußt. Mein Inneres war hierdurch zerrissener als je, indem einerseits Liebe zum Christenthum, Hang zur Wissenschaft und Sucht zur Auszeichnung furchtbar mich aufregten, und von der andern Seite kindliche Liebe zu meinen Eltern, eine starke Neigung für das Mädchen und eine natürliche Anhänglichkeit am bequemen Alten mich fesselten. Hierzu kam noch, daß meine bisherige Stellung nicht nur eine ruhige und sichere, sondern auch eine aussichtsvolle war, da die modernen wissenschaftlich gebildeten Rabbinen in Aufnahme kamen, und mir noch kurz vorher die Aussicht auf das Oberrabbinat zu Paderborn mit 800 ℔ jährlichem Gehalte eröffnet worden war; während die von mir beabsichtigte neue Laufbahn voller Gefahren war, welche zu überwinden, in Ermangelung aller Mittel, ich nicht die entfernteste Aussicht hatte.

Allen diesem Schwanken machte jedoch eine seltene Schickung der Vorsehung ein Ende. Eine Hiobs-Post überbrachte mir die schreckliche Nachricht, daß meine jung vermählte Schwester, welche mir unendlich theurer als mein Leben war, plötzlich mit Tode

abgegangen sei. Diese Trauer-Botschaft fuhr wie ein Orkan in den Riß meines Herzens, und nachdem meine Thränenfluth einer Ebbe Platz gemacht, schien mein Herz fast fortgeweint, und ich fühlte für andere Menschen kein Mitleiden mehr, selbst für meine Eltern nicht. Wie ich dem Judenthume, so war meine Schwester einem Juden geopfert, und ich konnte es meinen Eltern nicht mehr verzeihen, daß sie ihrem Aberglauben uns, ihre Kinder, dahinwürgten. Fluch allem Wahne, heulte der Sturm meines Herzens, und alle Verstandes-Bedenklichkeiten waren wie fortgeblasen verschwunden, und ich, von dem Wogen meiner Gefühle getragen, fühlte mich nun stark genug, mich in die stürmische See des Lebens zu wagen. Meine Stelle wurde unter dem Vorwande, daß ich mich zu den Meinigen begeben wollte, sofort gekündigt, und die Erlaubniß zur unverzüglichen Abreise erbeten, was auch bewilligt wurde. Mein Prinzipal war indeß noch immer in dem Glauben befangen, daß nur der Liebe Ungestüm all diesen Sturm in mir heraufbeschworen, und gab mir Gelegenheit, den ganzen Abend in seiner Wohnung mit seiner Tochter allein zu sein, jedoch ohne Erfolg. Wir traten zwar unwillkührlich aus der Wohnstube in ein abgesondertes Zimmer, von einem Kinde begleitet; doch wir standen sprachlos uns gegenüber und sahen unsere Thränen gegenseitig fließen, ohne zu Worten kommen zu können. In der That war dieses auch die geeignetste Form der Erklärung, denn Mitleid war die erste Quelle meiner Liebe, und wie kann man Mitleid besser als in Thränen ausdrücken? Wahre, eigentliche, reine Liebe konnte bei meinen mächtigen Nebengefühlen nicht aufkommen, und das Mädchen, welches vielfach meine Gefühle beobachtet hatte, wußte auch wohl, daß mein Herz dem Christenthum angehöre; nur die Uebrigen, welche blos auf meinen Verstand aufmerksam waren, glaubten, daß ich dem Christenthume wie dem Judenthume abgeneigt wäre. Wir trennten daher uns lautlos wieder, und ich begab mich auf mein Zimmer, wo ich eine schlaflose Nacht zubrachte.

Am andern Morgen ließ ich mir den rückständigen Gehalt des letzten Jahres auszahlen (denn mein früheres Einkommen und sonstige Einkünfte hatte ich stets meinen Eltern zukommen lassen) und versah mich mit einem Paß und Postschein nach

Berlin. Die Post ging erst am andern Morgen ab, und ich mußte noch den ganzen Abend im Hause zubringen, wo man zur Zerstreuung des Mädchens eine Kartenpartie veranstaltete, welcher sie aber ganz theilnahmlos und tief bewegt beiwohnte, während ich von jener Art begeisterter Fröhlichkeit ergriffen war, die denen nur eigen zu sein pflegt, welche freudig für eine gute Sache dem Tode sich weihen. Mein Prinzipal kam erst um zehn Uhr nach Hause.

Um meinen frohen Muth zu brechen, richtete ein junger Mann aus der Gesellschaft höhnisch die Frage an mich: warum ich denn so plötzlich abreise. Ich bemerkte sofort und zwar zum ersten Male, daß dieser mir so unendlich untergeordnete Mensch heimlich mein Nebenbuhler gewesen und über mich gesiegt zu haben glaubte. Lachend entgegnete ich daher darauf, indem ich auf den Spieltisch deutete, wo ein Silbergroschen unter vielen Kupferpfennigen sich befand: Dieser Silbergroschen ist doch sehr übel daran, er reibt sich fortwährend mit den Kupferpfennigen, und verliert sein Silber dabei; ein Silberstück darf sich nie mit Kupfermünzen mischen.

Bald darauf trat mein Prinzipal herein, und ich ergriff nun die Gelegenheit, mich zu verabschieden. Da fiel mir der in vielen Beziehungen edle Mann ins Wort, und sagte: Bleiben Sie doch bei uns für immer, entsagen Sie dem Rabbinismus, welcher Ihnen nicht zu gefallen scheint, und werden Sie bei mir Kaufmann. Mein vermeintlicher Nebenbuhler erblaßte, das Mädchen schlug die Augen auf, während ihre Stiefmutter wie eine Furie dazwischen fuhr, um die vermeintliche Aussöhnung zu zerstören; ich aber erwiederte mit schmerzlichem, aber festen, unerschütterlichen Tone: Nimmer kann ich Kaufmann sein, ich muß mehr werden, oder völlig untergehen. Noch wollte mein Prinzipal über meinen Hang zum Extremen Einiges sagen, als ich durch meine Verabschiedung bei seiner Tochter ihn unterbrach, und Allen Glück und Segen wünschend, schnell das Zimmer verließ.

Es war inzwischen sehr spät geworden, und ich begab mich zu Bette, wo ich, von wilden Träumen gestört, nach einigen Stunden wieder erwachte und in einem höchst aufgeregten Zustande mich befand. Die Hindernisse, welche ich bei der Ent=

blößung von allen Hülfsmitteln zu besiegen hatte, traten in ihrer wahren Riesengestalt mir vor Augen, und ich fragte mich laut, ob es nicht besser wäre, jetzt zu sterben, als mich erst dem Hohne der Welt preiszugeben; da erblickte ich ein Pistol, welches ich früher meinem Zöglinge weggenommen, rasch griff ich nach demselben, indem ich im Selbstgespräche laut mir sagte: dieses soll vor Schmach mich retten. Mein Zögling, welcher in der Nähe schlief, muß mich gehört haben, denn als ich mich von ihm verabschiedete, bat er mich um sein Pistol, was ich unter einem mir nicht mehr gegenwärtigen Vorwande dennoch zurückbehielt. Die Post wollte eben abfahren, und ich wurde gerufen, eiligst dahin mich zu begeben, wo ich mit Mühe noch in den Wagen gelangte. Abermals hatte ich also mit eigenen Händen eine Lebensbrücke unter meinen Füßen abgebrochen, und mich der wilden Fluth des Schicksals anvertraut, und wie das erste Mal, so steuerte ich auch jetzt mit einer Handvoll Geldes hinaus in eine mir völlig unbekannte Welt. Wie ich studiren? was ich studiren? wo ich studiren sollte? das Alles wußte ich selbst noch nicht; doch eine geheime Stimme meines innern Bewußtseins diente mir als Kompaß, und diese rief mir stets zu: „du kannst nicht untergehen."

In solche innere Gespräche versunken saß ich einige Zeit lautlos im Wagen; bald aber weckte mich ein philosophisches Gespräch meiner Nachbaren und gab mir neues Leben. Der Gegenstand betraf die Lehre des Eides, und ich erlaubte mir zu bemerken, daß der Eid nur als Ordale ursprünglich eingeführt, für unsere Zeit, in Ermangelung der Furcht vor der göttlichen Strafe, nutzlos und schädlich ist. Die Lüge, sagte ich, müßte als Meineid bestraft werden, und diese wird bei uns gerade dadurch als erlaubt erklärt, daß wir nur den Meineid mit Strafe belegen. Ich behandelte diesen Gegenstand umfassender, citirte philosophische und mir bekannte juristische Auktoritäten, wovon aber meine Gefährten, obwohl sie Gerichts-Assessoren waren, keine Ahnung hatten. Ich konnte die völlige Unwissenheit und Talentlosigkeit dieser Herren durchaus nicht begreifen, und habe sie auch erst später begreifen gelernt, nachdem ich selbst Jurist geworden war, und vierhundert Assessoren gebildet hatte.

Wir gelangten in Berlin noch denselben Tag an, und hier erst ging ich mit mir zu Rathe, welchen Weg ich einschlagen sollte. Das Fach meines Studiums war durch meine äußern Verhältnisse gegeben, und ich war so ziemlich schon früher mit mir hierüber einig. Ich hätte bereits so viel auf dem Gebiete der Theologie und der orientalischen Sprachen geleistet, als daß es mir hätte schwer fallen können, hierin für die Professur mich geschickt zu machen, und so wählte ich auch entschieden diesen Plan. Die Mittel anlangend, so hoffte ich wie früher durch eigene Kraft mich durchschlagen zu können, und suchte daher auch keine Empfehlungen, obwohl mir in Frankfurt bei meiner Verabschiedung von einem berühmten und einflußreichen Manne solche angeboten worden sind. Auch Hinsichts des Ortes meines zukünftigen Aufenthaltes war ich bald mit mir einig, und wählte die etwas entfernte Universität Marburg. Ich wollte nämlich mich und meinen Schritt auf immer für die Welt verbergen, weil ich ahnte, daß die Kunde hievon meinen Eltern den Tod geben könnte, und mir überdieß die bittersten Verfolgungen zuziehen würde. Ich hatte daher auch erst in Berlin mir einen neuen Paß ausstellen lassen wollen, um jede Kunde von mir den Juden geheim zu halten; was ich jedoch leider nicht erreichen konnte. Die Polizei erklärte mir, daß ich nach dem Auslande mit Ausschluß von Leipzig keinen neuen Paß erhalten könnte, und auch um einen solchen zu erlangen, zurück nach Frankfurt mich begeben müßte. Hätte ich an der Richtigkeit dieses Bescheides auch nur zweifeln können, so würde ich schon jetzt von den Juden mich verfolgt geglaubt haben, so aber wandte ich mich voll Verzweiflung brieflich nach F., um einen Paß nach Leipzig zu erhalten.

Nach F. selbst zurück zu kehren war mir völlig unmöglich, und ich hätte einen tausendfachen Tod einer solchen Beschämung vorgezogen, und dennoch zweifelte ich an dem Erfolge meines Briefes, obwohl mir bekannt war, daß mein Prinzipal mit der dortigen Polizei sehr befreundet und in großem Ansehen bei ihr ist. Meine Ungeduld, mit der ich die Ankunft der Antwort erwartete, war daher maaßlos, und ich wartete stundenlang in der Packstube bis die Briefe ausgetheilt wurden, unter denen glücklicher Weise auch ein an mich gerichteter sich vorfand. Der

Inhalt war sehr beleidigend und ist mir nie wieder aus dem Gedächtnisse gekommen, da jedoch ein Paß, als Beilage sich vorfand, so vergaß ich augenblicklich die Beleidigung und reiste mit erleichtertem Herzen nach Leipzig ab. Kaum hier angelangt, so sah ich mich jedoch von Neuem mit der Polizei in Kollision, welche mir den Aufenthalt durchaus nicht gestatten wollte, wenn ich nicht sofort bei der Universität mich immatrikuliren ließe. Dieß schien mir fast unmöglich, da ich am Orte noch ganz unbekannt war. Ich wollte mich daher an den Präsidenten wenden, um eine längere Frist zu erbitten, und wartete fast den ganzen Tag im Polizei-Gebäude auf eine Audienz. Der Secretair aber, mit welchem ich zu thun hatte, versuchte zwar mehrfach mich zum Präsidenten zu führen, behauptete aber bald, daß derselbe zu sehr beschäftigt sei, bald wieder, daß er abwesend wäre, und ich zog unverrichteter Sache ab. Ich eilte daher am andern Morgen zum Director eines Gymnasiums, um mich prüfen zu lassen. Der alte ehrwürdige Mann, an welchen ich mich wendete, hielt es Anfangs für unmöglich, daß ich ohne allen Unterricht mir diejenigen Kenntnisse in kurzer Zeit erworben hätte, wozu eine 8 bis 10jährige Schulzeit erforderlich ist, und lehnte die Prüfung ab, er gab jedoch endlich meinen Bitten nach, und erklärte mich nach einer fünfstündigen Prüfung freudigen Sinnes für vollständig reif zur Universität. Mit diesem Zeugnisse eilte ich nun zum Rector der Universität, welcher sich gegen Erlegung der Gebühren sofort bereit erklärte mich zu inscribiren, aber bei der Aufzählung meines preußischen Geldes wurde der gute Mann mit einem Male unwillig, und erklärte, sein Gewissen verböte ihm anderes Geld, als des alten ehrwürdigen Reichs Konventions-Münze anzunehmen. Ich suchte daher schnell einen Wechsler auf, welcher auch mit aller, den Wechslern eigenthümlichen Gutherzigkeit unter einigem Gewinne mein preußisches Landesgeld ganz vorurtheilsfrei in ehrwürdiges Reichsgeld umsetzte.

Im Besitze dieses Geldes kehrte ich wieder zu dem Herrn Rektor zurück, welcher im Lande für einen sehr berühmten Juristen galt, weil er sehr rein sächsisch sprach und Domherr war. Beim Anblicke des Konventionsgeldes klärte sich das Antlitz seiner Magnificenz sehr auf, und mit seltener Humanität

unterrichteten Hochdieselben mich von den großen Männern der Universität, welche alle seine lieben Kollegen waren, zur Zeit aber im Grabe sich befanden. Von seinen noch lebenden Kollegen sagte er mir kein Wort, desto mehr aber von seinen Vorlesungen, die ich alle mit dem besten Erfolge hören würde, und hören müßte, und deren Preis er mir gleich beifügte.

Ich achtete indeß auf dieses Alles sehr wenig, und eilte mit meiner Matrikel zur Polizei, wo Seiner Wohlgeboren, der Herr Sekretarius, sich schon anschickte, mir seine Ungnade zu verkündigen, beim Vorzeigen meiner Matrikel aber sichtbar überrascht, einige Lichtstrahlen über sein finsteres Gesicht fallen ließ, wobei in den Furchen seiner Wangen ein gewaltsam herausgekneiftes Lächeln sichtbar wurde. Gewiß sagte er sich: das ist ein verschmitzter Kerl, und hat sicherlich durch Kniffe und Ränke sich durchgeschlagen, er könnte daher auch bei seiner Kniffelogie noch ein großes Thier werden, und du mußt dich daher bei ihm bestens dem Andenken empfehlen. Ich habe auch wirklich diesen bornirten Schüler Machiavells im Andenken behalten, und erinnere mich, daß er bei der Umstaltung Sachsens seinen Posten verlor, und im Berliner Thiergarten sich häuslich niederließ, wo er stets lustwandelnd seine frühere Größe ins Gedächtniß sich zurückrief. Verlassen wir aber diesen Mann, der unter den Todten ruht, und kehren wir zu uns selbst zurück.

Durch meine Matrikel hatte die Polizei alle Gewalt über mich verloren, und alle Gemeinschaft zwischen mir und den Juden war aufgehoben, denn ich war nun ein akademischer Bürger und gehorchte nur dem Senate. Dieses Gefühl der Freiheit war außerordentlich, und nun erst, da ich nicht mehr ein geduldeter Jude war, fühlte ich, welche hohe Würde es ist, Mensch zu sein. Alle meine schmerzlichen Rückerinnerungen waren vergessen, und die furchtbaren Gewitterwolken meiner Zukunft nahm ich für ein Stück rosenfarbigen Himmels hin; überhaupt glaubte ich, alle Welt gehöre mir an, seitdem ich der Welt angehörte. Negativ hatte ich auch in der That sehr viel gewonnen, denn seitdem ich nicht mehr dem Judenthume und der Polizei angehörte, fühlte ich weder Gewissenszwang noch Menschenscheu, und war ein freier Herr meiner Sinne; positiv dagegen hatte ich Alles verloren, Familien- und Freundesbande waren gewaltsam

zerrissen, und mein Herz schien bei diesem wilden Losreißen sich verbluten zu wollen, da ich einen neuen blutstillenden Verband noch nicht gefunden hatte. Ferner waren alle Früchte meiner früheren Lebensmühen über Bord geworfen, und für die neuen sollte die Saat erst beginnen, und zwar in einem Alter, wo man die Lebensernte bereits anzutreten pflegt. Endlich hatte ich ein sehr fernes Ziel mir gesteckt, während ich mit Unterhaltungsmitteln nur für die ersten und nächsten Schritte versehen war. Was aber meine mißliche Lage am meisten verschlimmerte, war, daß ich auf den Rath des Gymnasial-Direktors meinen Studien-Plan geändert, und der Rechtswissenschaft mich gewidmet, welche bekanntlich erst so spät zum Ziele führt.

„Sie haben" sagte mein Gymnasialdirektor, „ihrer Gewissensfreiheit so große Opfer gebracht, und laufen bei den großen Spaltungen unserer Theologen leicht Gefahr dieselbe wieder zu verlieren, wählen Sie daher lieber die Rechts-Wissenschaft, wo die Meinungs-Verschiedenheit keine Verketzerung nach sich zieht, und die Gewissensfreiheit unangetastet läßt." Dieser väterliche Rath leuchtete mir sehr ein, und da ich schon bei meinen rabbinischen Studien eine große Vorliebe für den juristischen Theil derselben hatte, so ließ ich mich auch sofort, als Jurist inscribiren. Daß ich hiedurch mein Ziel viel weiter hinausgerückt, und bei diesem mir ganz unbekannte Felde die Laufbahn mir unendlich erschwerte, so daß ich in meinem Streben eher einen Hungertod, als eine Sieges-Palme zu gewärtigen hatte, Alles dieses hielt meine Begeisterung für das Wahre und Rechte nicht der Beachtung werth. Mein ganzes Augenmerk war auf die Gegenwart gerichtet, und Vergangenheit und Zukunft lagen gleich fern vor meinen Blicken. „Rasch ans Werk" war die einzige Stimme, welche in meinem Innern sich vernehmen ließ, und ich eilte zu den verschiedenen Professoren um Vorlesungen anzunehmen; aber ich mußte in meinem stürmischen Drange, noch einmal eine Niederschlagung erleiden. Ueberall erhielt ich den Bescheid, daß ich mit meinem Eifer bis zum nächsten Semester mich beruhigen müßte, da die Vorlesungen bereits bis in ihre Mitte vorgerückt seien, und ein Hören derselben erfolglos und sogar verwirrend für mich sein dürfte.

Dieß war mir indeß zu arg, und ungläubig gegen fremde Belehrung wagte ich es sofort, in eine Vorlesung zu gehen, wo gerade eine für sehr schwer gehaltene Materie des römischen Rechtes behandelt wurde, die ich jedoch äußerst leicht fand, obwohl die Klarheit des Vortrages nicht zu rühmen war, und so entschloß ich mich, diese Vorlesung regelmäßig fort zu hören. Der Professor, welcher die Vorlesung hielt, und vor mehreren Jahren gestorben ist, war unter dem Namen „Kanonen-Professor" bekannt, diente wegen seiner eigenthümlichen Formen dem Studentenwitze zur Zielscheibe, und zählte daher auch nur zwei Zuhörer, so daß mein Erscheinen einen angenehmen Eindruck auf ihn machen mußte. Noch willkommener war ich den beiden Zuhörern, da sie in mir einen Ersatzmann erhielten, und nunmehr Einer von ihnen hin und wieder ausbleiben durfte, während früher beide bei Verlust ihrer Stipendia auf dem Platze sein mußten. Eines Tages hatten sie sich indeß verrechnet und blieben gemeinschaftlich aus, so daß ich das ganze Auditorium bildete, was jedoch von dem Professor nicht sogleich bemerkt wurde, und gewohnt, in der Pluralität zu sprechen, redete er beim Beginn der Vorlesung mich mit „meine Herren" an. Nach einiger Zeit bemerkte er jedoch den Fehler und wurde sichtbar verlegen, er stutzte, deliberirte, that bedenklich, bis er endlich sich entschloß, die Vorlesung von Neuem zu beginnen und mich mit „Mein Herr" anzureden.

Diese Sonderbarkeit harmonirte indeß ganz mit seinem Wesen, welches ein Mosaik von Kuriositäten bildete. Sein Gesicht hatte etwas Steinernes und war ein Stück Zwölftafel-Gesetz, sein gelehrtes Haupt war ein wahrer Brutus-Kopf, mindestens muß Brutus zu der Zeit so ausgesehen haben, wo er sich wahnsinnig stellte; seine ganze Gestalt endlich hatte die kurze, gedrängte, steife Form eines Pandekten-Fragments, und seine Bewegung die Abgemessenheit eines lateinischen Hexameters. Am Possirlichsten nahm er sich aus bei einer Doktor-Promotion, wenn er, als Rektor mit dem Degen an der Seite, den Purpurmantel um die Schultern, im Minuett-Schritt die Tribüne bestieg. Was aber seiner Sonderbarkeit die Krone aufsetzte, war sein junggeselliger Weiberhaß und seine Repräsentation der polnischen Nation. Welche Bewandniß es mit

dem ersten hatte, will ich hier aus Liebe zu den Frauen verschweigen. Die Repräsentation der polnischen Nation dagegen ist dahin zu erklären: Wie die Studentenschaft in altdeutsche Völkerschaften sich theilt, unter den Namen Allemanen, Teutonen, Gothen, Franken u. s. w. zu Korporationen sich konstituirt, alle alten deutschen Wälder durch Stammbäume mit bemoosten Häuptern repräsentirt, und die alte Wildniß durch verschiedene Thiergattungen im Andenken erhält, als da sind: verschiedene Arten von Füchsen, angebundene Bären u. s. w., ganz so haben vormals die höher stehenden Professoren die verschiedenen Nationen repräsentirt und in corpore einen globus en miniatur gebildet; wobei aber, wie es sich von selbst versteht, ein einzelner Professor eine ganze Nation vertrat; und in diesem Bund von Welt-Exemplaren bildete nun unser Ausbund von Professor das Stammbuch der polnischen Nation, obwohl er Polen niemals gesehen.

Bei allen diesen Sonderbarkeiten war unser Professor dennoch ein höchst achtbarer Charakter, dem ich meine Hochachtung nie versagen konnte, und dessen Andenken mir stets ehrenwerth bleiben wird. Seine äußerliche Sonderbarkeit war nur eine Folge konsequenter Durchbildung, und ließ uns den Biedermann auf den ersten Blick erkennen, welcher sich giebt wie er ist, ohne daß man nöthig hätte, erst viele Aussenwerke zu durchdringen, um das Innere zu erblicken.

Auch als Lehrer beobachtete dieser Mann die Wahrheit seines Charakters, denn er entzog dem Alten nicht das Alte, dem Lächerlichen nicht das Lächerliche, und beobachtete das juristische Gebot: „Jedem das Seine" aufs Genaueste. Das lateinische Recht wurde daher nach einem lateinischen Lehrbuche in der lateinisch-römischen Anordnung vorgetragen, und alles Neue, als Etwas zum Alten nicht Gehöriges weggelassen. Mir gefiel dieß damals viel besser, als die unpassende Modernität Anderer, wo man oft durch den neumodischen Anzug verleitet wird, eine alte Matrone für eine junge Schöne hinzunehmen. Ich ging sogar noch viel weiter als mein Lehrer, verwarf sogar die alten lateinischen Lehrbücher und wandte mich direkt an die lateinischen Quellen des römischen Rechtsbrunnen, wo ich auch volle Befriedigung fand. Anfangs schienen mir zwar die Pan-

deckten ein römischer Talmud nur zu sein, da ihre aphoristische dialogische Form und die spitze scharfe Dialektik viel rabbinisches Element verräth, bald aber überzeugte ich mich, daß der Geist dieser Gesetze bei seiner rein weltlichen Richtung unendlich gesunder, als jenes Pharisäer-Recht ist. Mein Eifer wuchs daher stündlich, und abermals war es die Neuheit des Studiums, was mich, wie in früheren Perioden, das Drückende meiner Lage vergessen ließ.

Dieses Mal konnten jedoch meine physischen Kräfte die neuen eifrigen Anstrengungen nicht ertragen, und ich erlag einem Nervenfieber, was um so leichter Eingang finden mußte, als die vielen vorhergegangenen furchtbaren Aufregungen meine Gesundheit bereits untergraben hatten, und meine Lebensweise, welche im blossen Genusse von Brot und Wasser bestand, die verlorenen Kräfte nicht wieder herstellen konnte. Aber auch im Unterliegen zeigte sich die Kraft meiner Natur, und nach Verlauf einiger Wochen war ich völlig wieder hergestellt und betrieb mit vollem Eifer meine Studien, so daß ich beim Beginne des neuen Semesters ein gemachter Jurist war, d. h. ein Mann des Examens. Ich nahm daher auch vereint mit zehn Rechtskandidaten ein examinatorium an, und hatte das Vergnügen, diesen mich bedeutend überlegen zu zeigen. Nur das Lateinsprechen war mir minder geläufig, welchem ich aber dadurch abzuhelfen suchte, daß ich diejenigen Materien, welche an der Reihe waren, in Fragen und Antworten ausarbeitete, und diese mir einmemorirte, bis ich endlich eine Fertigkeit im Lateinsprechen erhielt, und sogar mit gutem Erfolge an lateinischen Disputatorien Theil nehmen konnte.

Ich hatte nunmehr keine Hindernisse in meinen Studien mehr zu besiegen, und hätte mich überglücklich gefühlt, wenn ich wie meine Kollegen in den sichern Hafen des Examens hätte einlaufen können; zumal Sachsen zu den Einexamen-Ländern gehört, wo man nach gut bestandener ersten Prüfung keiner ferneren Chikane ausgesetzt ist, und ich also noch bei voller Kasse in das praktische Leben hätte treten können, um einen Wirkungskreis mir zu schaffen. So aber hatte ich das Zusehen, wie meine Kollegen in das gelobte Land der Aemter eingingen, während ich, trotz meiner größeren Leistungen, erst wie ein Lern-

bursche den Ablauf meiner dreijährigen Lernzeit abwarten mußte, bevor ich an die Thüren des Examens anklopfen durfte. Diese bei den Handwerkern bereits abgeschaffte mittelalterische Zunftordnung in der Wissenschaft noch aufrecht erhalten zu finden, empörte mich nicht wenig; indeß sagte ich mir, daß die weise Gesetzgebung wohl bedacht hat, daß man auf den Universitäten nicht bloß studire, sondern auch verschiedene Allotria treibe, als da sind: Kneipereien, Kommerze, Duelle u. s. w.

Ich setzte daher mit Eifer meine Studien fort und erlangte hiedurch die Achtung einiger Professoren und einiger Studenten. Zu diesen letzteren gehörten auch einige Preußen, deren Bekanntschaft ich auf eine seltsame Weise machte. Ich hatte vom Anbeginne meiner Rechtsstudien die Gewohnheit, in den Vorlesungen nicht zu schreiben, weil ich bald bemerkte, daß der mündliche Vortrag über den gedruckten Inhalt der Lehrbücher nicht hinausginge. Dieses bloße Zuhörer-Benehmen zog mir eines Tages einigen Spott von einem Studenten zu, worauf ich dann mit ihm eine Wette einging, daß ich ihm seine niedergeschriebenen Vorträge der letzten Tage wörtlich wiedergeben werde, und zu seinem größten Erstaunen gewann ich die Wette. Er bat mich nachher, mit ihm und einigen Anderen, die zum Examen standen, das ganze Recht in lateinischer Sprache durchzunehmen, was ich auch that, aber bald hiebei die Rolle des Lehrers und Examinators übernehmen mußte. Diese neuen Bekannten waren nun Preußen und der Eine sogar aus F., und ich erfuhr nur allzubald, daß die seltsamsten Gerüchte von mir in Umlauf gebracht worden sind.

Um die Schande zu bedecken, welche meine Entsagung des Judenthumes über Israel gebracht, suchten einige Juden zu verbreiten, daß verschmähte Liebe mich in Raserei versetzt, und im Zustande des Wahnsinnes hätte ich mich zu meinem Schritte hinreißen lassen. Einige jüdische Leipziger Kaufleute, welche später ihre Zahlungen einstellten und zu Komtoristen herabgesunken sind, beeiferten sich nicht wenig, diesem Gerüchte Eingang zu verschaffen, wofür mein höchst gewagtes Unternehmen, meine seltsame Lebensweise, und mein linkisches Benehmen in allen weltlichen Dingen als Belege benutzt worden sind. Glücklicher Weise haben bei dem rein christlichen Leipzig diese und ähnliche

Insinuationen wenig Eingang gefunden, und ich führte daselbst, soweit meine beengten Verhältnisse es gestatteten, ein ruhiges, wenn auch nicht gerade ein glückliches Leben.

Auch dieses letztere würde sehr wahrscheinlich eingetreten sein, wenn ich meinem Vorsatze getreu in Sachsen geblieben wäre; da führte mich aber Liebe zum Vaterlande am Geburtstage des Königs hinüber nach Halle, und mein früherer Vorsatz wurde umgestoßen. Ein berühmter juristischer Professor, der damals in Halle war, und der sich mit mir über juristische Gegenstände unterhielt, ermunterte mich, nach Preußen zurückzukehren, und machte mir schmeichelhafte Versprechungen. Dieser Einladung glaubte ich folgen zu müssen, zumal mir gesagt wurde, ich könnte meinem Vaterlande große Dienste leisten, und so ging ich das nächste Semester nach Halle. Zuvor hatte ich mich noch von einem Professor und Examinator der Universität in allen Rechtstheilen prüfen lassen, und ein sehr gutes Zeugniß erhalten. Aber trotz dieses Zeugnisses wollte man mich in Halle nicht inskribiren, falls ich mich nicht sofort bei der eben zusammen getretenen Prüfungskommission einer Schulprüfung unterwerfen wollte. Diese Anforderung jagte mir einen entsetzlichen Schrecken ein. Ich hatte bereits ein ganzes Jahr mit Schulwissenschaften mich nicht beschäftigt, und sollte sofort ohne alle Vorbereitung in das Examen gehen, was ich mir überdieß äußerst schwierig vorstellte; dieß war mir in meinen gedrückten Verhältnissen mehr, als ich ertragen konnte.

Meine bedeutenden Fortschritte im Rechtsstudium hatte mein Selbstbewußtsein bedeutend erhöhet, mein alter rabbinischer Stolz war wieder erwacht, und der Gedanke, im Schulexamen zu verunglücken, war für mich vernichtend, zumal bei meinen dürftigen und halb erschöpften Mitteln jeder Zeitverlust mein ganzes Streben zu vereiteln drohte. Freilich hätte ich wieder nach Leipzig zurückkehren können, oder auch nach einer anderen Universität mich begeben, aber das Erstere verbot mir ein falsches Schamgefühl, und zu dem Letzteren fehlten mir alle Mittel.

Unter diesen Umständen war ich nahe daran den Tod mir zu geben, und ein zum Tode Verurtheilter kann nicht mehr um Gnade für sein Leben bitten, als ich um Aufschub für das

Examen bat; doch all mein Bitten war vergebens. Derselbe Mann, welcher so wohlwollend mich nach Halle einlud, war auch derjenige, welcher hartnäckig auf mein sofortiges Schulexamen bestand, obwohl gesetzlich mir frei stand, dasselbe nach zurückgelegter Universitäts-Zeit zu machen, und ich überdieß ein gutes Schulzeugniß von Leipzig aufzuweisen hatte. Dieses Benehmen eines Mannes, dessen Gelehrsamkeit mir hohen Respekt einflößte, und dessen Stellung mir Vertrauen zu seinen früheren Versprechungen geben mußte, ließ mich einen furchtbar tiefen Blick in meine Zukunft thun, und ich verlor jede Haltung.

Ich hatte indeß jetzt keinen Ausweg mehr, und stürzte mich verzweiflungsvoll ganz unvorbereitet in das Examen. Ich fand hier Vierzig Leidens-Gefährten, die aber sämmtlich wohl vorbereitet waren, und dennoch gelang es mir wider alles Erwarten schon bei dem ersten Prüfungs-Gegenstand zu triumphiren. Dieser bestand in mehreren mathematischen Aufgaben zu deren Lösung wir eine vierstündige Frist hatten, und es gelang mir sie sämmtlich mit Leichtigkeit in einer Stunde zu lösen. Ich überreichte dieselben sofort dem anwesenden Professor unter dessen Aufsicht wir arbeiteten, zur Prüfung, und dieser erklärte sie auch nach erfolgter Durchsicht für gut, obwohl ich die gewöhnlichen Formen bei meiner Lösung vermied. Kaum war diese Erklärung ausgesprochen, als alle meine Tischgefährten mir ein Zettelchen zukommen ließen, und um Abschrift mich baten, welche ich auch ihnen zur Benutzung ertheilte. Gleiche Zufriedenheit zeigten auch die übrigen Examinatoren mir, bis auf einen einzigen, welcher früher dem Judenthume angehört hat, und mir bei der mündlichen Uebersetzung des Tacitus unwillig entgegen trat. Ich war fast der Einzige, welcher geläufig übersetzte, machte aber zuletzt einen Fehler, welcher den Herrn Professor zum lauten Auflachen veranlaßte. Ich sah indeß gleich darauf meinen Fehler ein, und erbot mich ihn zu verbessern, aber die strenge Gerechtigkeit meines Examinators gestattete dieß nicht, und er wandte sich an meine Gefährten, welche aber weit weniger diese Stelle übersetzen konnten. Ich erbot mich daher vom Neuen meinen Fehler gut zu machen, allein die Unparteilichkeit ließ dieses nicht zu, und es wurde

mir der Bescheid, ich wäre bereits geprüft, und könnte mich empfehlen, was ich auch that. Bei diesem Vorschmacke der Examina wurde mir freilich nicht wohl zu Muthe, fühlte mich aber später wieder ausgesöhnt, als ich trotz des Widerspruches jenes Mannes ein gutes Zeugniß erhielt.

Bei der Aushändigung dieses Zeugnisses machte mir der Universitäts-Rektor, welcher mich in das Examen so gewaltsam trieb, auch die Bemerkung, daß ich nun wohl einsehen dürfte, daß seine Strenge nur mein Bestes bezweckte; worauf ich ihm aber erwiderte, daß dennoch die Angst vor dem Examen mir so viel Herzblut gekostet, daß ich füglich mit demselben meine Examen-Arbeiten mehrfach hätte schreiben können, welche Bemerkung ein gnädiges Lächeln mir einbrachte. Zur Ehre der Wahrheit muß ich indeß gestehen, daß man nicht aus Bosheit mich auf diese Examen-Tortur spannte, sondern vielmehr um gewisse psychologische Experimente zu machen, und nebenbei meine juristische Eitelkeit zu dämpfen.

Diese Einleitung war jedoch nur ein Vorspiel zu dem traurigen Drama, welches man mit mir später aufführte, aus welchem ich aber, der Held des Stückes, durch wahre Heldenthat ein Lustspiel zu machen wußte. Hat man in Leipzig vergeblich durch Insinuationen aller Art mir zu schaden gesucht, so war hier in Halle die Gelegenheit desto günstiger, wo eine große Anzahl von Konvertiten und Juden an der Universität war. Diese Leute waren nur zu bereitwillig und zu thätig in der Verbreitung falscher Gerüchte und in der Ermangelung eigener Macht wandte man sich an Andere, und suchte bei diesen mich anzuschwärzen. Den Theologen machte man weiß, daß ich ein Gotteslläugner, ein zweiter Spinoza sei, und keine positive Religion anerkenne, was diesen auch sehr glaubhaft war, da ich an ihren Breihahn-Gelagen keinen Antheil nahm, und weder Burschenschafter noch Kommerzbruder war; die Juristen machte man darauf aufmerksam, daß ich in einer Vorlesung wo der Professor Fragen an die Zuhörer zu stellen pflegte, der Einzige war, welcher sie beantworten konnte, und in dem Disputations-Vereine vielfach meine Ueberlegenheit dem Professor gezeigt habe, was den Studirenden allerdings, als seltene Anmaaßung um so mehr einleuchtete, da ich zu ihren Landsmann-

schaften mich nicht hielt. Alle diese und ähnliche kleinliche Insinuationen waren mehr als hinreichend, mir in einer reinen Universitätsstadt das Leben zu verbittern. Mehr aber als dieses drückten mich die Sorgen nieder, da mein Geld auf die Neige ging, und die Zeit gar nicht abzusehen war, wann ich welches zu erwerben im Stande sein würde. Bei dieser furchtbar melancholischen Stimmung, wo ich nur noch mit Unlust zu arbeiten im Stande war, erblickte ich eines Tages zwei juristische Preis-Aufgaben angeschlagen, von welchen die eine in den früheren Jahren ungelöst blieb. Ich hoffte nun diese Preis-Aufgaben lösen zu können, und schöpfte neuen Muth, indem die Geldpreise auf einige Zeit zur Bestreitung meines Unterhaltes ausgereicht haben würden, und die eingelegte Ehre mich in den Stand gesetzt haben würde, als Universitätslehrer aufzutreten. Mit allem Eifer machte ich mich daher über diese Aufgaben her, und es gelang mir durch große Anstrengung trotz meines Delinquenten-Lebens die Aufgaben zur festgesetzten Zeit gelöst einzureichen, obschon sie sehr ausführlich und mit genauem eigenem Quellen-Studium behandelt waren.

Der Rektor wußte nur allzubald, daß die Arbeiten von mir herrührten, und da sie einen guten Eindruck auf ihn machten, so wirkte er mir ohne mein Zuthun und Wissen ein Stipendium beim Ministerium aus, obwohl über den Werth der Arbeiten erst einige Monate später, am Geburtstage des Königs, von der Fakultät entschieden werden sollte. Leider konnte ich jedoch das angebotene Stipendium nicht annehmen, da von mir verlangt wurde, daß ich das mündliche Versprechen ablegen sollte, später zum Christenthum über zu treten. Dieses Verlangen war zwar ganz in der Ordnung, da gesetzlich ein Jude keiner Königlichen Stipendia theilhaftig werden kann; es war sogar eine große Nachsicht, daß man mir das Stipendium auf Grund eines mündlichen ungewissen Versprechens sofort ertheilen wollte. Meinem Gewissen war jedoch die abgeforderte Erklärung straks entgegen. Ich hatte meinen öffentlichen Uebertritt zum Christenthume nur deshalb verschoben, weil ich einerseits in einer hülflosen Lage mich befand, und meinen Taufschein nicht zum Gnaden- und Bettelbrief machen wollte, und andererseits von der Furcht noch immer überwältigt wurde, meinen

Eltern hiedurch den Tod zu geben, und konnte mich daher nicht entschließen, ein Stipendium anzunehmen, was mindestens dem Scheine nach einen Anstrich des Eigennutzes mir gegeben hätte. Ich lehnte daher das Stipendium, welches allein aus meiner Noth mich retten konnte, mit dem Bemerken ab, daß meinen Religions-Wechsel keine zeitigen Vortheile begleiten dürfen. Auf die Frage, wie ich denn mein Vorhaben zu realisiren beabsichtigte, erwiederte ich, daß ich noch hoffe durch eigene Kraft mich in den Stand zu setzen, als Christ leben zu können. So ehrenhaft auch diese Erklärung war, zog sie dennoch mir den ganzen Unwillen meines Wohlthäters zu, und so ließ er dann später gewähren, daß man meine Lösung der Preis-Aufgaben solchen nachsetzte, die zwar ihrem Umfange nach ganz unbedeutend waren, aber von einem besseren lateinischen Style zeugten. Ich bildete mir damals bei meiner Melancholie ein, daß man bei mir Gnade für Recht hat ergehen lassen wollen, und daß man gegen mich gnädig aber nicht gerecht sein wollte, in der Wirklichkeit aber, war ich damals noch ein sehr schlechter Lateiner.

So übersetzte ich z. B. damals den bekannten juristischen Spruch:

„Das Recht muß sein, wenn auch die Welt darüber zu Grunde ginge."

sehr albern dahin:

„Das Recht muß sein, damit auch die Welt zu Grunde gerichtet wird."

Die Latinität abgerechnet, dürften indeß meine Konkurrenten in ihrer juristischen Bildung mir nachgestanden haben. Ich habe von ihnen weiter nichts erfahren, und ich muß annehmen, daß sie von ihrer Sieges-Trunkenheit nicht wieder erwacht sind. Lassen wir jedoch die Universitäts-Geschichten, und kehren wir zum Leben zurück. Mein Leben erfreute sich nach jenen betrübenden Vorfällen noch immer des Daseins, wenn auch meine Melancholie aus dem Pechschwarzen ins Rabenschwarze übergegangen, und meine Galle sich so ausgeweitet hatte, daß sie im Leibe keinen Raum mehr fand. Allmählig schien jedoch meine äußere Lage sich zu verbessern, denn es gelang mir durch theologischen und juristischen Unterricht Einiges zu erwerben, und ich war nahe daran bei den Studenten in Gunst und Aufnahme

zu kommen, als ein Jude abermals meiner Hoffnung ein Ende machte. Bei einer Besuchsreise, die ich nach Leipzig machte, sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, in Ermangelung des baaren Geldes, einen Coupon eines Staats-Schuldscheines im Betrage von 2 ₰ dem Fuhrmann anzubieten. Der Fuhrmann, welcher dieses Geld nicht kannte, wandte sich deshalb an einen mitreisenden hallischen Banquier, und dieser erklärte ihm in meinem Beisein, daß er nach erfolgter Rückreise erbötig sei, ihm zu Hause das volle Geld zu geben.

Als ich aber später zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß der Fuhrmann mich beim Universitäts-Gericht verklagt hatte, unter der Beschuldigung, ihm schlechtes Papier gegeben zu haben. Der Jude, obwohl ein außerordentlich reicher Mann, wollte nämlich dem armen Fuhrmann, wider sein Versprechen, den Koupon nur gegen einen ansehnlichen Verlust abnehmen, weil derselbe erst in acht Tagen fällig war, und so machte er dem Fuhrmann weiß, ich hätte ihm betrogen, und veranlaßte ihn während meiner Abwesenheit zur Klage. So hatte sich vor meiner Rückkehr unter den Studenten das Gerücht verbreitet, ich hätte einen Betrug begangen, und so leicht es mir auch war, dem Universitäts-Gericht das Benehmen des Banquiers in das wahre Licht zu setzen, so unmöglich war es mir doch andererseits, das einmal verbreitete Gerücht zu vernichten, zumal ich damals davon gar nichts wußte und einige Jahre später es erst erfahren habe. Mit Erstaunen bemerkte ich daher bald darauf, daß die verschiedenen Studenten-Verbindungen mich in Verschiß erklärt hatten, ohne mich auch nur im entferntesten zur Rede gestellt zu haben. Ich wußte mir das Verfahren nicht zu erklären, auch wagte man keine Aeußerung irgend einer Art gegen mich, aber ich sah mich doch überall vermieden, und mein Leben wurde mir vielfach verbittert. Hiergegen etwas auszurichten, sah ich mich um so mehr außer Stand, als ich von dem Wesen und dem Geiste der Verbindungen gar keine Kenntniß hatte. Ich wußte wohl, daß in alten Zeiten auch unter den Christen, durch das Kirchenrecht, jener grausame jüdische Bann mit all seinen Schrecken eingeführt war; daß aber jenes Anathema unter den Jüngern der Wissenschaft noch aufrecht erhalten worden ist, nachdem die fortgeschrittene Menschheit durch

Tausende von Opfern hiervon die Welt erlöst hat, dieses wußte ich nicht. Ja, ich konnte es um so weniger ahnen, als mir wohlbekannt war, daß jener, von der Menschheit verfluchte, rabbinisch kirchenrechtliche Bann Anklage und Vertheidigung voraussetzt, während mir auch nicht der leiseste Vorwurf gemacht worden war. Daß alle Finsterniß des Mittelalters, nachdem sie aus dem Leben verdrängt worden ist, in das vermoderte Gräberleben der Universitäten sich geflüchtet hat, konnte ich um so weniger begreifen, als mir alles Licht von den Universitäten auszuströmen schien, und diese Lichtströme mir für die einzigen Bewässerungs-Kanäle galten, welche auf unserer dürren Erde fruchtbringende Ideen erzeugen und zur Reife bringen. Wahrlich, noch jetzt kann ich Thränen lachen und Blut weinen, wenn ich an den Irrthum denke.

Und was waren jene Universitätsjünger für Leute, welche mich, den fleißigsten Universitätsschüler, zu Grunde richten wollten? Es waren jene Burschen und Bürschlein, welche Deutschland zu befreien strebten, und es beim Biere in Gauen unter sich theilten; es waren jene altdeutschen Jahnschen Jünglinge, die bei Fackelzügen die Marschälle ernannten, welche die neue Reichs-Armee kommandiren sollten; jene Demagogen-Rotte, welche aus Menschen, Bären machen wollte, und den Leuten Felle überzuziehen strebten, jene waren es, welche, vom Breihane überwältigt, mein Verdammungs-Urtheil zwar nicht aussprachen, aber stammelnd und vomirend es von sich gaben. Fluch! tausend Mal Fluch jener Knabenzunft, welche als Knaben schon Männer, nein, Barbaren sein wollen, und als Männer doch Knaben nur sind! Deutschland bedarf der Männer, aber der Knaben bedarf es nicht; Luther war kein Bursche!

Doch ich muß abbrechen, ich fühle mein Herz erwachen, und ich habe es schlafen gelegt, damit es nicht reiße bei den neuen Leiden, die am schwersten mich getroffen. Kehren wir daher zu unserm hallischen Salzfasse zurück, das zwar nichts vom attischen Salze enthält, aber doch auch in keiner Verbindung mit dem Salzklumpen von Sodom und Gomorha steht, mindestens weiß ich, daß die Frauen häufig hier umsehend zurückblicken, ohne in Salzsäulen sich zu verwandeln.

Nach so vielen unangenehmen Erlebnissen, die meine Melancholie fast bis zum Wahnsinn steigerte, nahm ich noch bei gesundem Verstande von Halle Abschied, was mir nur insofern schwer fiel, als ich das Ausscheiden von der Universität mit 7 ℛ︁ bezahlen mußte, obwohl ich nur noch auf einige Wochen Geldmittel zum Leben besaß.

Von der Universität Halle, wo ich die traurigste Zeit meines Lebens zugebracht, war ich nun losgekauft, und ich mußte nun für eine andere Universität mich entschließen. Mein Herz sprach für das Vaterland und wählte Berlin, während mein Kopf dagegen protestirte; denn schon der Name Berlin machte an Händen und Füßen mich zittern. Bei diesem Kampfe zwischen Kopf und Herz trug aber das letztere endlich den Sieg davon, und ich begab mich nach Berlin; doch schickte ich mich während der Reise vielfach wieder an, meinen Entschluß zu ändern und umzukehren; sogar in Berlin selbst noch war ich nahe daran, auf die Post mich einschreiben zu lassen und nach Gießen zu gehen. Das Wort Vaterland brachte indeß stets mich zum Gehorsam, und so blieb ich unwillkührlich in Berlin, obwohl die ersten Wochen meines dortigen Aufenthaltes meine Leiden unendlich vermehrten. Nicht nur war mein Geld fast ganz erschöpft und der Hungertod der wahrscheinlichste Ausgang meines alle Kräfte übersteigenden Strebens, sondern ich mußte noch täglich den fürchterlichsten Hohn meiner vormaligen Glaubensgenossen erdulden, welche, ohne mich näher zu kennen, tausendfach es darauf anlegten, mir ihren Triumph zu zeigen; und doch war dieser Triumph nichts Seltenes, da die Bosheit über den Edelmuth, und das Laster über die Tugend täglich Tausende von Siegen feiert. Aber darin lag gerade der Grund jener Verhöhnung, daß ich so vermessen war, eine Ausnahme machen zu wollen, und da von einem Siege zu träumen, wo nur noch immer Untergang erfolgt ist. Mehr aber noch als der unglückliche Ausgang meines Unternehmens zog die abenteuerliche Seite meines Strebens mir jenen Hohn zu. Schon das Höhere an sich erscheint dem Juden, welcher in einem tausendjährigen Drucke allen Sinn für das Höhere verloren, albern und thöricht, und er kennt im Allgemeinen weder Liebe noch Begeisterung; in welchem Lichte mußte ihm nun erst mein Unternehmen erschei-

nen, was eine ganze Kette von höheren, ihm völlig unverständlichen Gefühlen bildete. Ueberdies war ja mein Unterliegen das Werk ihrer Ränke, die so vielfach die Felsen, welche ich zu erklimmen hatte, mit ihrem geschmeidigen Oel heimlich zu bestreichen wußten, daß ich, obwohl eine Zeitlang siegend fortschreitend, zuletzt dennoch abglitt, und zur Belustigung in den Grund des Verderbens stürzte. Ihr Triumph war indeß zu früh; meine Kraft war wohl geschwächt, aber noch nicht gebrochen, noch einmal raffte ich mich auf, und der Sieg war errungen, errungen zum Erstaunen aller Kleinmenschen, welche kein Maaß für höhere Seelenkräfte haben.

Ein Zufall führte mir nämlich einige hoffnungslose Kandidaten zu, welche bei meiner Leitung nichts verlieren zu können glaubten. Mit eiserner Gewalt ergriff ich die mir gebotene Gelegenheit, und unter unerhörter Selbstverleugnung und alle Begriffe übersteigender Kraft-Anstrengung gelang es mir bald, fast Fabelhaftes zu leisten. Die Fama verbreitete sich schnell unter den Studenten: ich wäre ein juristischer Wunder-Doktor, und alle Examen-Kranken wandten sich an mich. Hierdurch aufgemuntert verdoppelte ich meine Anstrengung, stählte meine Geduld, und was noch mehr ist, ich wurde Meister in meiner Selbstverleugnung; so gelang es mir, die Zukunft fest im Auge haltend und den Abgrund der Vergangenheit im Rücken erblickend, die Klippen der Gegenwart zu erklimmen. Bald hatte ich den Dozenten der Universität, welche jetzt Professoren sind, den Rang abgelaufen, und eine in Berlin durchaus nicht gekannte Bahn gebrochen. Der Andrang meiner Schüler wurde immer größer, meine Belohnung ansehnlicher, und meine Existenz für die Zukunft gesichert.

Jetzt erst, nachdem ich, der Menschenhülfe nicht bedürftig, selbst mich ernähren konnte, trat ich öffentlich zur christlichen Religion über, zumal ich hoffen durfte, daß in dem großen Berlin der Schritt minder Aufsehen erregen, und die Kunde nicht zu meinen Eltern gelangen würde. Von jetzt an schritt ich in der selbstgebrochenen Bahn immer rascher vorwärts. Sich zum Examen vorbereiten lassen, vormals in Berlin eine Schande, und nur von wenigen äußerst Unfähigen versucht, wurde durch mich zur Ehrensache, und die Fähigsten gerade suchten meine

Belehrung. Selbst Referendarien ließen sich von mir, dem Studenten, zur zweiten und dritten Prüfung mit dem besten Erfolge vorbereiten, da ich auch die preußische Gesetzgebung mit dem größten Eifer studirt hatte. Die Universitäts-Vorträge wurden selbst von den Studenten nicht beachtet, und ich fing an, eine eigene Rechtsschule im wahren Sinne des Wortes zu bilden.*) Hier bei diesem glücklichen Wendepunkte meiner Geschichte will ich ein wenig ausruhen und einige Rückblicke auf die verlassene Universität Halle thun.

Die Studenten-Verbindungen, welche, ohne mich zu kennen, durch bloße Aufhetzung sich verleiten ließen, mir das Leben zu verbittern, haben inzwischen, wie das sattsam bekannt ist, ein klägliches Ende genommen. Dieselbe Leichtgläubigkeit, welche sie verleitet hat, den jüdischen Ränken Gehör zu geben und gegen mich zu konspiriren, hat sie auch den Händen politischer Ränkemacher preisgegeben, und, indem sie zum Verderben ihres Vaterlandes sich verschworen, haben sie sich selbst Verderben bereitet. Ich habe selbst mit diesen Irregeleiteten nur Bedauern und Mitleid gefühlt, und Einige, die sich vorzugsweise feindlich gegen mich gezeigt haben, habe ich sogar später in Berlin zum Examen vorbereitet, und nach bestandenem glücklichen Examen ihnen das Honorar geschenkt. Ein Wahrzeichen mag dies indeß für alle diejenigen sein, welche ungestraft am Einzelnen Unrecht begehen zu können glauben. Das Unrecht gegen Einzelne erdreistet sich nur allzubald, zum Unrechte gegen die Gesammtheit sich zu erheben, und diese läßt nichts ungestraft; und ginge auch hier das Unrecht ungestraft aus, so entgeht es seiner Strafe dennoch nicht, denn es wird früher oder später seine meuchlerischen Waffen wider Willen gegen sich selbst kehren, und die an Anderen begangene Missethat selbst an sich rächen und sein eigener Henker werden. Ein Warnzeichen mag es auch allen denen sein, welche glauben im Geheimen und Verborgenen, Frei-

*) Ich habe, wie die Fortsetzung zeigen wird, 300 Assessoren gebildet, und überhaupt über 1500 junge Juristen zu den verschiedenen Prüfungen vorbereitet. Außer meinen Repetitorien habe ich sehr besuchte öffentliche Vorlesungen über preußisches Recht vor Referendarien, und über gemeines Recht vor Rechts-Kandidaten gehalten.

heit und Oeffentlichkeit vorzubereiten, oder frei und offen eine öffentliche Heimlichkeit zu erzeugen. Das Licht wird eben so wenig in der Finsterniß erzeugt, als es vergeblich ist, eine Finsterniß bei Lichte zu erkünsteln.

Was die Fakultät betrifft, so ist die Zahl der Studirenden inzwischen so zusammengeschrumpft, daß ich in meinen später gehaltenen Vorlesungen mehr Referendarien als Zuhörer gezählt, als die Gesammtzahl der Studenten an der hallischen Juristen-Fakultät jetzt beträgt. Auch dieß mag ein Warnzeichen für diejenigen sein, welche das Aufkommen frischer Talente nicht begünstigen, oder selbstschaffende Naturen als erbärmliche Geschöpfe von sich weisen.

Was die Juden betrifft, so hatte ich eine geraume Zeit hindurch das Glück und das Vergnügen, ihre Verläumdungen durch die offenkundige That-Lügen zu strafen und sehr vielen mit Eifer und Liebe zu dienen. Wie sehr aber sie ihren alten Haß gegen mich von Neuem bewährten, und welche furchtbare Leiden sie durch ihr Verläumdungswesen mir bereitet haben, wird der folgende Abschnitt zeigen. Sie waren es, oder richtiger, Abkömmlinge von ihnen, welche aus einem reinen und edlen Gefühle, welches mich bewegte, mir jahrelange Leiden bereiteten, welche alles Erhörte und Unerhörte bei Weitem übertreffen. Mag sie indeß das schauderhafte Beispiel von Damaskus belehren, wohin Verläumdungen führen, und daß sie vorzüglich es sind, welche von dem Verläumdungs-Geist, den sie kultiviren, das Meiste zu befürchten haben. Mögen sie ihre Hände nicht in Unschuld waschen und sagen: unsere Hände sind rein. Missethaten habt ihr allerdings nie begangen, wohl aber sie veranlaßt. Auch Christus habt ihr nicht gekreuzigt, sondern nur zugerufen: „Kreuzige ihn!"

(Fortsetzung folgt.)

Druck von J. H. Meldau in Hamburg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berichtigungen.

Seite 6,	Zeile 18:	menschlichen Geistes statt menschlichen.
= 14,	= 36:	sinnlichen statt himmlischen.
= 20,	= 8:	Philo statt Thilo.
= 20,	= 14:	von statt vor.
= 25,	= 16:	philosophischer Rechts = Schule statt philosophischen.
= 44,	= 12:	nicht müssigen statt müssigen.
= 60,	= 25:	Garve statt Gurre.

Seiten 63.64 fehlt

Von demselben Verfasser sind erschienen:

A. größere Werke.

1. Lehrbuch des A. L. R. 2te Ausgabe. 3 Bde.
2. Civilistische Versuche.
3. Handbuch des gemeinen Rechtes.

B. kleinere Schriften.

1. Das Eigenthum im Allgemeinen und das geistige Eigenthum insbesondere.
2. Die Zinsfrage im Allgemeinen und die Renten-Reduction insbesondere.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schröter, Ludwig Wilhelm

Die Wissenschaft des Lebens

Bd.: 1. (1840)

Hamburg 1840

Ph.pr. 1090 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041834-2